

O ORIENTIERUNG

Nr. 23/24 69. Jahrgang Zürich, 15./31. Dezember 2005

S EIT JAHREN IST IN DER ADVENTSZEIT der Sinn von Weihnachtsgeschenken viel kommentiertes Thema. Hintergrund dieser Diskussion ist das Unbehagen über den ausufernden Konsumismus zur Weihnachtszeit. Mehr und mehr Menschen ziehen aufgrund der erlebten Maßlosigkeit des Konsums die Konsequenz, auf Weihnachtsgeschenke grundsätzlich zu verzichten: «Wir schenken uns nichts.» Andere verraten, daß sie sich gerne beschenken lassen und ihre Lieben auch gerne beschenken. Wieder andere beschwören ausdrücklich, daß sie auf gar keinen Fall beschenkt werden wollen.

Wenn es indessen um den Geburtstag geht, dann wollen die, die den eigenen am liebsten verschweigen, natürlich auch keine Geschenke. Am besten, man vergißt das eine mit dem anderen. Für die Konsumismuskritiker und -kritikerinnen steht die Geste, zum Geburtstag zu schenken, weniger in Frage als die des Weihnachtsgeschenks. Während der Geburtstag früher – ebenso wie Weihnachten oder auch Ostern, Taufe oder Hochzeit – zum Anlaß genommen wurde, neben den Dingen, die vor allem erfreuen sollen, Größeres, was notwendig ist, wie Kleider zu schenken, wird heute, in einer Zeit, in der in unseren Breiten viele zuviel haben, eher überlegt, welche Geschenke wirklich Freude machen. Selbstverständlich gilt in unserer Kultur: Zu einem Geburtstag gehören Geschenke. Sie sind Symbole für die Freude über die Existenz einer Person und die Bekanntschaft mit ihr, Gesten der Aufmerksamkeit, kleine oder größere Besonderheiten, die den Alltag verschönern sollen, Dinge, die aus ihm herausfallen – weltliche Zeichen von Transzendenz.

Zur Geburt eines Kindes sind desgleichen Geschenke angesagt. Neben den Freudentymbolen handelt es sich um Beiträge zur ersten Ausstattung, so daß die Eltern finanziell entlastet werden. Zur Rolle der Paten gehört es, Lebensgeschenke zu machen: das erste Besteck, der erste Silberbecher, der erste Schmuck, eine Bibel. Die Mütter werden heute manchmal von den Vätern, die Eltern von Freunden beschenkt, um Anerkennung zu zollen und die Freude mit ihnen zu teilen. Wenn es heute um Geschenke geht, stoßen Anthropologie und Gesellschaftskritik aufeinander. Wie aber steht's in der Frage der (Weihnachts-)Geschenke mit der Religion?

Weltliebe

Gehören zu Weihnachten, dem wichtigen Fest des Christentums, Geschenke? Verbindet man Anthropologie und Theologie, dann legen sich folgende Überlegungen nahe: Da es sich um die Feier einer Geburt, um einen Geburtstag handelt: Ja! Aber seltsamerweise beschenken wir nicht das Geburtstagskind, sondern einander, vor allem die Kinder, aber auch uns Erwachsene. Handelt es sich dabei um eine Erinnerung daran, daß wir Kinder waren und Kinder sind: Kinder Gottes, wie man früher sagte? Wäre es aus religiösen Gründen aber nicht angemessener, keine Geschenke zu machen, weil es sich bei diesem Geburtstag um ein besonderes Kind handelt, um ein Gotteskind, so daß es uns nicht zusteht, ihm etwas zu schenken, um den Unterschied zu uns hervortreten zu lassen? Oder sollen wir gerade schenken, weil Gott Kind wurde und wir das Kindsein Gottes nicht vergessen sollen, so daß wir das Gedächtnis daran stärken, indem wir an dem Tag, an dem wir die Geburt des Gottes feiern, das machen, was wir an unseren Geburtstagen ebenfalls machen: schenken? Uns beschenken, so wie Gott sich uns schenkt?

So erzählt das Evangelium nach Matthäus, daß auch die ersten Besucher aus der Fremde dem Neugeborenen Geschenke darbrachten: Gold, Weihrauch und Myrrhe – die Schätze der damaligen Welt. Schätze der Welt, dargereicht von Fremden, die weit hergereist sind, um zu huldigen: Für diese Bedeutung der Geschenke gibt es einen theologischen, religionspezifischen Grund. Denn die Geburt eines Gotteskindes erzählt vom Zur-Welt-Kommen Gottes. Gott wird nicht einfach nur geboren, nein, er wird mitten in die Welt hineingeboren. Er ist nach der Geburt des weiteren nicht sogleich wieder aus der Welt verschwunden, sondern er bewegt sich als Mensch jahrelang mitten in ihr.

Als Mensch in die Welt geboren zu werden, bedeutet einen neuen Anfang Gottes mit den Menschen. Als neuer Ausgangspunkt einer Religion veranschaulicht Weihnachten

WEIHNACHTEN

Weltliebe: Konsumismus und Weihnachtszeit – Die Geburt eines Kindes – Zur Symbolik der Gabe für Neugeborene – Der Zusammenhang von Anthropologie und Theologie – Berichte über die Geburt Jesu – Leonardo da Vincis «Verkündigung an Maria» und Michelangelos «Erschaffung des Adam» – Die Geste des Schenkens an Weihnachten – Das Weltverständnis der Christen. *Andrea Günter, Freiburg/Brsg.*

LITERATUR/ZEITGESCHICHTE

Erinnerung an einen Vergessenen: Vor siebzig Jahren erschien *Werner Bergengruens* «Der Großtyrann und das Gericht» – Ein Besuch in Riga – Ein in der gegenwärtigen Germanistik Vergessener – Nur Nachkriegsliteratur? – Der Roman «Der Großtyrann und das Gericht» – Der Plot der Geschichte – Der zeitgeschichtliche Kontext – Wider den Vollkommenheitswahn – Zur Nachkriegssituation – Widerstand gegen Mächte und Gewalten – Leben angesichts der Schuldgeschichte – Hoffnung auf Rettung – Spuren der Transzendenz – Die Weltgeschichte und das Erzählen von Geschichten – Die «Legende von den zwei Worten» – Das Mißverständnis und seine positiven Folgen – Das Geheimnis eines solidarischen Lebens – Vergegenwärtigungen des Unverfügbaren. *Ottmar Fuchs, Tübingen*

BISCHOFSSYNODE

«... am Ende gleich weit wie am Anfang.» Elfte Ordentliche Vollversammlung der Bischofssynode (*Dritter Teil*) – Nach den Debatten in der Vollversammlung – Der Zwischenbericht von Kardinal A. Scola – Der mehrdeutige Begriff der Neuevangelisierung – Die Arbeit in den Sprachgruppen – Arbeit an der Synodenbotschaft und an den *Propositiones* – Zu den *Viri probati* und der eucharistischen Gastfreundschaft – Die Redaktionsgeschichte des Textes über die wieder-verheirateten Geschiedenen in der Botschaft – Zwischen Compassion und Disziplinierung – Einschärfung der Disziplin – Zum Verhalten bei der Schlußabstimmung – Am Ende eines langen Weges? *Nikolaus Klein*

LITERATUR/SCHWEIZ

Literatur und Politik: die Gruppe Olten: Werdegang einer alternativen Bewegung von Schweizer Autoren – Die Situation im Jahre 1970 – Gründung der Gruppe Olten – Ein «Ort» in der Geschichte – Erinnerung an den Generalstreik von 1918 – Anspielung an die Gruppe 47 – Politisches Bewußtsein als Identifikationsmerkmal? – Eintreten für die Anliegen der Autoren – Soziale Sicherung von Kulturschaffenden – Ein eigenes Publikationsorgan? – Selbsthilfe und Solidarität – Der politische Ort des Autors – Literatur und Gesellschaft – Kulturboykott zur 700-Jahrfeier der Schweizerischen Eidgenossenschaft – Facetten eines vielgestaltigen Engagements. *Manfred Züfle, Zürich*

das Zur-Welt-Kommen als einen eigenen Anfang. Es ist ein Anfang mitten in der Welt. Das In-der-Welt-Sein wird zum Attribut Gottes. Gott ist welthaft. Er wird über die Welt und ihre Angelegenheiten, er wird als Welt erkennbar.

Leonardo da Vinci hat meisterhaft in seiner Verkündigung an Maria dargestellt, was der Anfang des Gottes mitten in der Welt bedeutet. Dieser Anfang läßt sich von dem Anfang, den die Schöpfung beschreibt, deutlich unterscheiden. Um diesen Unterschied deutlich werden zu lassen, hilft ein Bildervergleich mit Michelangelos «Erschaffung des Menschen».

Michelangelo stellt in seinem Bild vom Anfang der Schöpfung den geistweiß gekleideten Gott auf einer feuerroten Wolke dar. Er ist von einer Engelschar umgeben. Adam, als Mann dargestellt, liegt auf einer blaugrünen Wassererdfäche. Beide schweben im luftleeren Raum. Ihre Hände berühren sich kaum mehr. Zwischen den Händen von diesen beiden befindet sich gleichsam nichts.

Die Darstellung des Kontaktes zwischen Hand und Hand ist ein wichtiges Motiv in unserer Bilderwelt. Es ist ein Thema, das auch in allen Verkündigungsszenen eine wichtige Rolle spielt. An dem Kontakt zwischen Hand und Hand kann man immer wieder die Theologie des Bildes ablesen. Auch Leonardo da Vinci nutzt dieses Gestaltungselement. Im Gegensatz zu dem anfänglichen Nichts zwischen der Hand Gottes und der Hand Adams im Schöpfungsbild rückt Leonardo die gesamte geordnete und gestaltete Welt zwischen den Händen in den Blick. Der Abstand zwischen den Händen ist unübersehbar. Sie bilden nicht das Zentrum, sondern den Rahmen des Bildes. Sie öffnen den Zwischenraum. In diesem Zwischenraum dargeboten werden: die Errungenschaften der Welt.

Der Zwischenraum zwischen den Händen ist markant gefüllt: ein Garten, die Berge im Hintergrund, das Wasserbecken, die Hauswand, letztlich der imposant geschmückte Steintisch, auf dem das aufgeschlagene Buch liegt, in dem wiederum Marias Finger grazil blättern – Zeichen der Zähmung, Gestaltung und Kultivierung der vier Elemente Feuer, Erde, Wasser, Luft durch Menschenhand. Das drehbare, höhenverstellbare Lese-pult wiederum scheint die letzte technische Errungenschaft der damaligen Zeit.

Zwischen den beiden Protagonistinnen der Verkündigung der Geburt liegen die *gestalteten* Elemente. Zwischen ihren Händen liegt die von Menschen hervorgebrachte Welt. Aber nicht nur die Welt

liegt zwischen Maria und dem Engel. Auch der Raum für Worte ist gewonnen: Beide grüßen einander, bis in ihre Hände hinein.

Das Zur-Welt-Kommen Gottes lenkt die Aufmerksamkeit auf die Dinge, die die Welt einfordert, ebenso wie auf die, die sie zu geben hat. Sie können als Zeichen der Huldigung ausgewählt und gefeiert werden. Wenn wir sie in diesem Sinne einander geben und voneinander empfangen, ehren wir den Gott, der zur Welt kommt. Wir bringen die Welt zu ihm und ihn zur Welt, wenn wir uns mit den Gesten der Welt begegnen. Die Geste des Schenkens zu Weihnachten, dem großen Geburts- und Freudenfest der Christenheit, kann in dieser spirituellen Dimension gefaßt werden.

Geschenke sind Zeichen des Zur-Welt-Kommens Gottes mitten in die Welt mit all ihren Gaben hinein, Zeichen der Begegnung mit Gott in der Welt. Hierin läßt sich der Sinn Weihnachtsens wieder entdecken. Möglicherweise liegt darin ein symbolisches Maß, das aus dem Weihnachtskonsum wieder ein sinnerfülltes Geben, Beschenktwerden und Tauschen der Menschen miteinander werden läßt. Darüber hinaus kann Weihnachten und mit Weihnachten das Christentum neu entdeckt werden: das Christentum als die Religion, in der die Welt und Weltlichkeit zum Zentrum der Religion wird, so daß diese Religion um Weltliebe ringt. Hierzu muß das Christentum allerdings ein selbstgemachtes Hindernis überwinden, mit dem es sich im Wege steht: die Weltverachtung. In der spezifisch christlichen Weltverachtung kann rekonstruiert werden, welche besondere Bedeutung die Welt für das Christentum hat. Für eine solche Entdeckung spricht das umfassende weltliche Engagement vieler Christinnen und Christen: Sie ehren das In-der-Welt-sein, sie feiern Weihnachten. Weihnachten ist nicht ohne Grund das christliche Fest, das die meisten Menschen in Europa noch begehen. Dies steht in Verbindung damit, daß die Anerkennung des weltlichen Engagements der christlichen Kirchen am wenigsten in Frage steht und auch kirchenferne Menschen an das Christentum bindet. Um so mehr kann gelten: Das Christentum ist die Religion der Weltliebe. Dies feiern wir an Weihnachten, mit alledem, was dazugehört: Wir tauschen miteinander die Freuden und die Errungenschaften der Welt. Hier ist Gesellschaftskritik durchaus angesagt. Sie hat dabei eine christliche Perspektive: die Spiritualität des Schenkens. Als Religion der Weltliebe kann das Christentum neu belebt werden.

Andrea Günter, Freiburg/Brsg.

Erinnerung an einen Vergessenen

Vor siebzig Jahren erschien Werner Bergengruens «Der Großtyrann und das Gericht»

Selbst in Riga wird man nicht etwa auf Bergengruen aufmerksam gemacht, sondern muß als Besucher selbst auf ihn aufmerksam machen: Weder steht das Haus seiner Kindheit und Schulzeit auf dem Besichtigungsprogramm der Studienreise, noch wird Bergengruen im Dumont Reisetaschenbuch «Lettland» überhaupt erwähnt.¹ Aber auf Nachfrage ist die Reiseführerin gerne bereit, uns das Haus zu zeigen, in dessen Eingangsbereich auf der linken Seite in lettisch und deutsch zu lesen ist: «In diesem Haus lebte Werner Bergengruen, geboren 1892 Riga, gestorben 1962 Baden-Baden, der bedeutende deutsch-baltische Schriftsteller und Dichter.» Von dieser Bedeutsamkeit ist allerdings auch in der gegenwärtigen Germanistik, geschweige denn im gängigen Deutschunterricht an Gymnasien, wenig zu spüren, jedenfalls wenn man Bedeutsamkeit nicht nur als historisches Interesse an vergangener Bedeutsamkeit versteht, sondern mit dem Anteil eines Gesprächs über eine mögliche Relevanz vergangener Texte für die Gegenwart. Was diesbezüglich Bergengruens südlicherem baltischen Zeitgenossen Ernst Wiechert von den polnischen Masuren bis Danzig und weit darüber hinaus an neuer Gültigkeit vor allem in der Aufnahme der jüngeren Generation zuteil wird,

diese Renaissance bleibt Bergengruen in Lettland versagt. Dagegen findet die Suche nach postkommunistischen Vorbildern gerade in den vom Deutschen ins Polnische übersetzten Büchern von Ernst Wiechert vorstellbare Leitbilder für die Gestaltung eines menschlichen und politischen Lebens, das die Treue zur heimatlichen Landschaft mit «einer zu Opfern bereiten Humanität» verbindet.² Die neue polnische Generation erlebt darin offensichtlich «das bezwingend Herausfordernde einer vorgelebten Haltung», in der sich jene Wertorientierung manifestiert, die auch für den eigenen Bereich und für die eigene Zukunft gesucht wird und wie sie Wiechert folgendermaßen formuliert: «... Die Unfähigkeit, einem Unrecht schweigend zuzusehen, und das Unvermögen, sich vor Menschen zu beugen, wenn die Beugung nicht gleichzeitig die vor dem Recht oder der Größe sein konnte.»³ Selbstverständlich ist jede Erinnerung, auch die literarische, darauf angewiesen, nicht nur zu erinnern, sondern auch zu vergessen. Denn nie kann alles erinnert werden. Nur die Selektion ermöglicht den Relevanzdiskurs. Dessen integraler Bestandteil ist es allerdings auch, herrschende Kriterien einer Erinnerung immer

¹Vgl. J. Könecke, V. Rubzov, Lettland. Mit Stadtführer Riga. Ostfildern 2005.

²G. Kamin, in: Das Leben des Dichters (Ernst Wiechert 18.5.1887-24.8.1950), am Ende des 5. Bandes: E. Wiechert, Gesammelte Werke, Band 1-5. München 1980, 369-375, 370.

³Zit. ebd. aus Wiecherts Erinnerungsbuch «Welt der Unmenschen», 371.

wieder in Frage zu stellen, gezogene Grenzen zu überschreiten und neue Auswahlprozesse zu verantworten.

Nur Nachkriegsliteratur?

War schon, um bei diesen beiden Schriftstellern zu bleiben, ihre Rezeption bzw. die Verhinderung ihrer Rezeption durch den Nationalsozialismus von beträchtlicher Relevanz, so gewinnen sie gerade deswegen nach 1945 eine besondere Bedeutung im weiten disparaten Feld der sogenannten Nachkriegsliteratur, die bis in das Ende der sechziger Jahre auch im Deutschunterricht präsent war.⁴ Danach verabschiedet sich der Mainstream insbesondere von einer Kunst und Literatur, die allzu offen eine absichtsreiche Nähe zu einer thematischen Wertorientierung betreibt, sei sie auf der Basis christlicher Orientierung oder auch auf der Basis eines verantwortungsethischen Begriffs des Gewissens gewonnen. Für die polnische Generation in Nord-Ost-Polen wurde nach dem friedlichen Übergang von der kommunistischen Diktatur zur Republik Polen 1989 offensichtlich Ernst Wiechert nochmals, wenn auch in unvergleichlicher und darin nur analoger Weise zu 1945, zu einer «Nach»-Literatur, einer Literatur, die nach der Erfahrung von Unterdrückung und Ungerechtigkeit nun für die Zukunft des Landes neue Hoffnung schöpfen läßt und dieser Hoffnung zugleich eine vorstellbare inhaltliche Gestalt gibt. Wiecherts mystische Religiosität steht hier (noch) nicht im Wege, weil man auch auf der Suche nach einer neuen Verbindung von eigenem, meist katholischem Glauben und sozialer Verantwortung ist.⁵

Was Wiechert und Bergengruen verbindet und was ihnen über 1945 hinaus eine besondere Glaubwürdigkeit und Authentizität zukommen läßt, ist die Tatsache, daß beide bis zur Selbstgefährdung hin gegen den Nationalsozialismus opponiert haben. Wiechert klagte in öffentlichen Reden den Machtwahn und den Antisemitismus an, kam 1938 in das KZ Buchenwald, wurde nach der Entlassung unter Gestapo-Aufsicht gestellt und mit Schreibverbot belegt. Bergengruen publizierte 1935 den Roman «Der Großtyrann und das Gericht», worin er die letztmögliche Machthybris eines Diktators bis zum Äußersten zeichnet, nämlich sich zum Herrn über Leben und Tod zu erheben. «Die mit dem Geschehen verknüpfte Darstellung einer Diktatur verlied dem Roman seinerzeit Aktualität.»⁶ 1937 wurde Bergengruen aus der nationalsozialistischen Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen.

Wider den Vollkommenheitswahn

Der Roman, den Bergengruen seiner Frau widmet, beginnt mit der lateinischen Vater-Unser-Bitte: «Ne nos inducās in tentationem» (Führe uns nicht in Versuchung). Dazu kommt die Präambel: «Es ist in diesem Buche zu berichten von den Versuchungen der Mächtigen und von der Leichtverführbarkeit der Unmächtigen und Bedrohten. Es ist zu berichten von unterschiedlichen Geschehnissen in der Stadt Cassano, nämlich von der Tötung eines und von der Schuld aller Menschen. Und es soll davon auf eine solche Art berichtet werden, daß unser Glaube an die menschliche Vollkommenheit eine Einbuße erfahre. Vielleicht, daß an seine Stelle ein Glaube an des Menschen Unvollkommenheit tritt; denn in nichts Anderem kann ja unsere Vollkommenheit bestehen als in eben diesem Glauben.»

⁴Noch 1967 gehört Bergengruen zu den Autoren, «die sich dem literarischen Bewußtsein unserer Zeit wegen ihrer geistigen, sprachlichen und formalen Wirkung, des von ihrem Werk ausgehenden Anspruchs, der Faszination der Persönlichkeit, der Fähigkeit der Repräsentanz und aus anderen Gründen mehr, als gegenwärtig vorhanden und gewichtig eingepreßt haben» und deshalb in das «Kleine Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur» aufgenommen wurden, so der Herausgeber H. Kunisch in seinem Vorwort zu diesem Handbuch, erschienen München 1967.

⁵Vgl. dazu vor allem die Romane von Ernst Wiechert: Die Jeromin-Kinder (entstanden 1940/41 und erschienen München 1945-1947) sowie den letzten Roman: *Missa sine nomine*. München 1950. Vgl. dazu die Beiträge in Kindlers Literaturlexikon Band III (Zürich 1965) 2880f. und Band IV, 2723f.

⁶H. Bender, in: *Kleines Lexikon der Weltliteratur im 20. Jahrhundert*. Hrsg. v. H. Olles. Freiburg/Br. 1964, 40-41, 40.

Der Großtyrann eines Stadtstaates in der italienischen Renaissance fordert die Aufklärung des Mordes an einem Mönch, und zwar innerhalb von drei Tagen. Später wird sich herausstellen, daß er selbst diesen Mord begangen hat und daß er sich damit Gewalt über das Leben und Sterben seiner Untertanen anmaßt. Die Bürger versuchen mit allen Mitteln, den Mörder zu suchen und dabei gleichzeitig sich selbst mit falscher Anklage, mit Lügen und Verrat zu rechtfertigen. Das Netz von Intrigen und gegenseitigen Verdächtigungen, von falschen Anklagen und unterstellten Geständnissen, von gefälschten Alibis und vitalen Lebensängsten wird immer dichter. Endlich kann der Färber Sperone, ein frommer Mann, nicht mehr länger zusehen und opfert sich gewissermaßen, indem er sich selbst des Mordes bezichtigt, damit nun endlich dieses alle sozialen Bande zerstörende Treiben ein Ende hat. Doch ist auch er dabei auf Lüge angewiesen.

In der großen Gerichtsverhandlung überrascht der Großtyrann alle mit dem Geständnis, daß er selber den Mönch ermordet hat, um die Herzen seiner Untertanen zu prüfen. Und weil das Ergebnis so katastrophal sei, wolle er nun über alle in diesem Kesseltreiben schuldig Gewordenen Gericht halten: «Und da ich mir dies Recht nahm, das mir niemand abstreitet, so nahm ich mir ein anderes von der gleichen Unabstreitbarkeit; nämlich dasjenige, mir einen Erweis zu gewähren von der Gesinnung und der Gewissenstärke derer, mit denen ich zu schaffen habe als mit meinen Dienern und Untertanen. Und ich habe sie alle unterliegen sehen vor jeder Versuchung.»⁷

Da tritt der Priester Don Luca hervor und dreht den Spieß um, indem er dem Großtyrannen eine heftige Anklage entgegenwirft: «Und du selber, Herrlichkeit?... Bist du nicht der Versuchung erlegen wie alle?... Der ärgsten von allen. ... Der des Gott-ähnlich-sein-wollens. Der Versuchung der Schlange im Paradiese, welche unseren Voreltern sagte: Ihr werdet sein wie Gott, indem ihr wissen werdet das Gute und das Böse. Wir anderen sind in Versuchungen und Verschuldungen gefallen nach menschlicher Weise und innerhalb der Begrenzungen des menschlichen Wesens. Du aber als der Einzige hast gesündigt, indem du dich über das Menschliche zu erheben trachtetest und Gott gleich sein wolltest. ... Welche Nötigung hat dich genötigt, Herrlichkeit, oder welche Bedrohung dich bedroht? ... Ein jeder andere wurde so versucht, daß er aus Zwang und Not eines rettenden Ausweges bedurfte; und er war schwach genug, ihn zu begehen. Wo aber ist deine Entschuldigung? Du hast mit deinem freien Willen dies widergöttliche Spiel angehoben, nicht getrieben von einer Not, sondern einzig von deinem Gelüsten, in Gleichheit Gottes die Schicksale von Menschen zu bewegen und zu beschauen und endlich als ein Weltenrichter über sie zu befinden. Und so hast du des Menschen Fehlbarkeit und Leichtverführbarkeit bestürzender zum Erweis gebracht als diese anderen. So bist du der Urheber aller bösen Geschehnisse in deiner Stadt und einzig du, Herrlichkeit, hast nichts, das zu deiner Rechtfertigung dienen könnte oder zu einer Milderung des Urteils, wie es doch alle diese anderen haben. Dies ist die Anklage, die hier gegen dich erhoben wird. Und nun weißt du, Herrlichkeit, daß du unter dem Gerichte stehst, ob auch nicht unter dem unseren.»⁸

Die Hanseatische Verlagsanstalt hat 1935 im Klappentext der Erstausgabe die mutigen Sätze formuliert: «In diesem äußeren Rahmen eines aufregenden Geschehens behandelt Bergengruen in meisterhaften, scharf geschliffenen Dialogen die tiefsten Fragen des menschlichen Daseins: die Frage nach der Herrschaft, der Gerechtigkeit des Opfers und der Sünde. Die zahlreichen Gespräche rühren an die letzten Worte unserer Existenz ... Wer noch Sinn für eine an klassischen Vorbildern geschulte Prosa hat, wer bereit ist, sich ernstlich mit ethischen und weltanschaulichen Fragen auseinanderzusetzen, der wird dieses Buch nicht nur einmal lesen, sondern immer wieder, um es, innerlich bereichert und beglückt, mit Dank gegen den Dichter aus der Hand zu legen.» In Riga, in der Stadt, in der Bergengruen, damals im russischen

⁷W. Bergengruen, *Der Großtyrann und das Gericht*. Hamburg 1935, 295.

⁸Ebd., 296-297.

Riga, seine Kindheit und Schulzeit verbracht hat, und für dessen Befreiung Bergengruen im Ersten Weltkrieg als Kornett in der baltischen Landeswehr gekämpft hat, ist mir in diesem Sommer neu aufgegangen, daß ich diesem Dichter nicht nur für meine eigene Biographie einiges verdanke, sondern daß es vielleicht sehr schade ist, daß er gerade heute kaum mehr einen Platz im kulturellen Gedächtnis deutschsprachiger Menschen einnimmt. Biographisch ist mir Bergengruen vor allem in meiner Gymnasialzeit begegnet, in der im Deutschunterricht mehr erzwungenen als freiwilligen Lektüre seiner «Legende von den zwei Worten»⁹, über die ich eine deutsche Hausarbeit schreiben mußte, und im deutschen Abiturthema 1966, das ich damals gewählt habe, nämlich den Ausspruch von John F. Kennedy: «Wenn Macht den Menschen zum Hochmut führt, erinnert ihn die Dichtung an seine Grenzen!» Ich versuchte das Thema mit zwei Werken zu verifizieren, die ich damals über Jahrtausende hinweg ins Gespräch brachte: Den Großtyrann und das Gericht auf der einen und die Antigone von Sophokles auf der anderen Seite.

Suche nach Boden unter den Füßen

Gewiß ist die Bedeutung der Nachkriegsliteratur nach 1918 und 1945 nicht als solche wiederzubeleben. Dennoch gibt es partielle «Nach-...» Konstellationen, die ein neues Gespräch mit mancher Nachkriegsliteratur provozieren könnten. Dies kann sich zunächst auf die nachmoderne Radikalisierung einer pluralistischen Gesellschaft beziehen, worauf diese Literatur strukturanalog bereits im ersten großen Pluralisierungsschub der westlichen Moderne, nämlich nach dem Ersten Weltkrieg, in der Vielfalt dichterischen Sprechens eine Stimme war, die konservative Haltungen mit einer Zuwendung zu den Problemen der damaligen Gegenwart verband und einen gewissen Halt in der Vielfalt neuer Lebensformen und Gültigkeiten gab.¹⁰ Dabei könnten heute im Kontext einer durchaus pluralen, aber darin immer auch gemeinsamen neuen religiösen Suche nach einem «Dahinter» menschlichen Lebens, Handelns und Sterbens gerade Bergengruens Texte auf fruchtbaren Boden fallen, wären sie denn bekannt und medial präsent. Doch möchte ich diesen Zusammenhang erst später vertiefen.

Mit Bergengruen verbietet sich jeder Kulturpessimismus, vielmehr bietet er Gegenlager zu Prozessen an, die destruktiv werden, wenn sie sich totalisieren. Einer fast grenzenlosen Flexibilitäts- und Mobilitätsideologie¹¹, die Menschen ihrer Herkunft entwurzelt, die Lebenspartner und -partnerinnen genauso auseinander reißt, wie sie täglich stundenlange Autofahrten einfach für normal deklariert, setzt Bergengruen eine vorstellungsfähige Verbundenheit mit einem eigenen Ort gegenüber, dem man sich in Treue verbunden weiß, nicht statisch, daß man immer dort sein sollte, sondern dynamisch in der inhaltlichen Treue zu einer orts- und landschaftsgebundenen Herkunft, die ein Leben lang bleibt und immer wieder neue Veränderungen ermöglicht und zugleich trägt. So daß auch der Flüchtling letztlich nie unbehaust bleibt. Wie sich derart Geschichte und Natur, Biographie und Herkunft bei Bergengruen selbst verbinden, hat er in einer von der deutschen Hausbücherei Hamburg lizenzierten einmaligen Ausgabe seines Romans «Herzog Karl der Kühne» 1943 in einem «Wort über mich selbst» in der Selbsterkenntnis formuliert: «... wie sehr ich mich bis in die letzten Ästelungen meines menschlichen und dichterischen Tuns von meiner baltischen Abkunft bestimmt fühle. Unmöglich, in einem Menschen mit Entschiedenheit zu sondern, was ihm als Einzelnen, was ihm als Abkömmling und Glied einer Gemeinschaft zugehört. Dennoch meine ich das wesentlichste in mir diesem Lande und seiner Art danken zu sollen. Ich

⁹W. Bergengruen, Die Legende von den zwei Worten, in: K. Hammes, Hrsg., Moderne Erzähler XVII. Paderborn 1962, 13-25. Die Erzählung stammt aus dem Buch: Die Sultansrose und andere Erzählungen. Basel 1946.

¹⁰Vgl. dazu K. Kunze, H. Obländer, Grundwissen Deutsche Literatur. Stuttgart 1969, 52, 55.

¹¹Vgl. R. Sennett, Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 1998.

bin im Grunde ein agrarischer Mensch, wie unter den Balten ja auch die Städter im Grunde agrarische Menschen sind. Ich ertappe mich lächerlicherweise selbst in Berlin immer wieder dabei, daß ich den Asphalt des Bürgersteiges meide und, wo es möglich ist, auf jenem schmalen Erdstreifen gehe, in den man ab und zu einen symbolisch gemeinten Alleebaum gesteckt hat. Ich kann nicht leben außerhalb des natürlichen Rhythmus der Jahreszeiten. In dies baltisch-agrarische Element mag es auch gehören, daß ich kein Bedürfnis nach Freiheit (im Sinne von Loslösung), aber ein beherrschendes und auch wohl reizbares Bedürfnis nach Unabhängigkeit habe. Am Stärksten fühle ich mich angerührt von der Natur und von der Geschichte als von den beiden großen Erscheinungsformen des organischen Lebens, also des Gewachsenen und Gewordenen im Gegensatz zum Gemachten. Natur und Geschichte schaffen zusammen eine Landschaft und deren stärksten Ausdruck: ihren Mythos. Ich habe wohl kaum etwas geschrieben, es sei Gedicht, Novelle, Roman, dessen heimlichen oder offenkundigen Grund nicht die Landschaft bildete, die empirische wie die mythische.»¹²

Wo immer Bergengruen von Marburg, München, Berlin, Tirol, Zürich bis Baden-Baden lebt: überall kann er ein Stück Erde mit seiner herkunftigen Heimat verbinden und deshalb neue Heimat finden. Sich loslösende Entwurzelung gibt keine Freiheit, sondern fragmentiert und vernichtet ihr authentisches Vitalitätszentrum. Reine Funktionalisierung führt zur Voraussetzungsvergessenheit und damit zu einem Leben in der Welt der «Nicht-Orte».¹³

Widerstand gegen «großtyrannische» Mächte

Gerade die Kritik menschlicher Vollkommenheit und Herrschaft, wie sie Bergengruen vor siebzig Jahren mit seinem Großtyrannen vorgelegt hat, kann heutzutage eine besondere Relevanz entwickeln: Heute nicht nur unvermindert gegenüber politischen Totalitarismen, sondern gegenüber jenen schleichenden totalitären Bemächtigungen, in denen von ganz bestimmten vollkommenen genkonstruierten Menschenbildern her ungeborene angeblich behinderte Menschen und sozialpolitisch lebende behinderte Menschen ausselektiert bzw. zusätzlich am Leben behindert werden. Ähnliches gilt für eine Wissensgesellschaft, indem sich alles, auch das Mysterium, im karrierekonformen biographischen wie universitären Auftragswissen auflöst, oder wenn die Ökonomiefuturiker davon ausgehen, daß in zehn bis zwanzig Jahren nur noch hochqualifizierte Menschen einen Arbeitsplatz haben werden, während Millionen, die dann nicht mehr mithalten können, nicht einmal mehr zum Konsum benötigt werden, weil sie dafür keine Kaufkraft haben. Die Frage danach, wer die sozialen und Pflegedienste künftig bezahlen wird, wird in solchen Prognosen schon gar nicht mehr aufgenommen.¹⁴ Daß es dabei zu einer instrumentalistischen Intelligenzverblödung und zu einer Verarmung der Emotionalität kommen kann, wird ebenfalls kaum thematisiert. Was mit Hilfe von Bergengruen in der nachkriegsliterarischen Rezeption gegenüber der Vergangenheit an Auseinandersetzung möglich war, könnte gegenwärtig zur Basis der Auseinandersetzung mit der Gefahr einer möglichen Zukunft (die vielerorts schon Gegenwart ist) werden: gewissermaßen eine potentielle negativ dialektische «Vorkriegsliteratur», die die Gefahr künftiger schrecklicher Totalitarismen und Kriege ins narrative Bild bringt, mit dem Ziel, dabei hoffentlich die Qualifikation und den Anspruch, Vorkriegsliteratur zu sein, zu negieren und zu verlieren!¹⁵

¹²W. Bergengruen, Herzog Karl der Kühne oder Gemüt und Schicksal. Hamburg 1943, 347-348.

¹³Vgl. N. Augé, Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt/M. 1994; vgl. auch P. Virilio, Der negative Horizont. Bewegung, Geschwindigkeit, Beschleunigung. Frankfurt/M. 1995.

¹⁴Vgl. dazu O. Fuchs, Die theologisch-ethische Kompetenz in der Wissensgesellschaft, in: T. Laubach, Hrsg., Angewandte Ethik und Religion. Tübingen 2003, 21-38.

¹⁵Ähnlich wie C. Amery die Gefahr einer globalisierten Hitlerformel («Es reicht nicht für alle») an die Wand der Zukunft malt, um sie möglichst zu verhindern: Hitler als Vorläufer. Auschwitz – der Beginn des 21. Jahrhunderts. München 2002, 163ff.

Also mit dem Anliegen, künftige Kriege gegen die Unvollkommenen und nicht mehr Funktionierenden, aber auch die weltweit Dürstenden, Hungernden und Ausgeschlossenen aufzuzeigen und zu verhindern.¹⁶

Ist es nicht eine katastrophale Hybris, vergleichbar mit der des Großtyrannen, der mit seiner Tat die Menschen unter bedrückender Lebensangst setzt, wenn heutzutage Menschen immer mehr von den «großtyrannischen» Kräften des Marktes¹⁷ und der Aussperrung der «Unvollkommenen» in solche entsolidarisierende Ängste um sich selbst und den Erhalt ihres Besitzes und ihrer Sicherheit hinein getrieben werden, daß sie bereits auf hohem Niveau dieser Angstinduktionen nichts Essentielles mehr zu teilen vermögen, sondern eher an die Ausgrenzung und Vernichtung derer denken, mit denen sie eigentlich teilen müßten? Hier tun Kräfte und Spiritualitäten Not, die die Sinnerfüllung nicht allein im Anhäufen von Besitz, Sicherheit und Renditen als Basis ihrer Herrschaft gegen die diesbezüglich Unvollkommenen sehen, sondern eine hinter Existenz und Geschichte liegende Gegenmacht zu vermuten vermögen, die ihrerseits alles trägt und deshalb Entsicherung zu Gunsten Anderer ermöglicht.

Bergengruen sieht die Versuchungen, weiß um Gefährdung, Schuld und Untergang, um Armut und Leid der Menschen und gibt gerade darin nicht die Hoffnung auf «Gnade» in der Geschichte auf, wie sie sich zum Beispiel darin zeigt, daß es mit dem Färber Sperone einen gibt, der sich aus Liebe für die Gemeinschaft zu opfern vermag, so daß der Großtyrann sagt: «Es ist also einer gewesen in Cassano, der aus Liebe hat sterben wollen auch für mich.»¹⁸ So stellt er in den Verhau der Geschichte jenen Menschen, der um der Gerechtigkeit aller willen sein Leben hinzugeben vermag, ohne die Hybris, darin unschuldig zu bleiben, sondern gerade mit dem Bewußtsein, diese Hingabe nur in der Verbindung einer Gegenlüge zur Lüge des Herrschenden verwirklichen zu können. Unschuldseinbildungen sind auch auf der Seite der Hingabe und Liebe nicht am Platz. Das Geheimnis der Stellvertretung leuchtet hier auf, ein Geheimnis, das es vor allem in unserem gegenwärtigen solidarischen Handeln als Beweggrund und Vollzugsform zu entschlüsseln gäbe.¹⁹

Bergengruen bringt die Hingabefähigkeit, die die Person betrifft und der Gesellschaft Heil bringt, nicht als Moralist in postulatorischer Manier ein. Vielmehr ist seine Dichtung insgesamt ein geöffneter Raum, in dem Erfahrungen geschildert werden, die es den Menschen ermöglichen, solche Wege zu gehen. Die Form des Erzählens entspricht der Symbolhaltigkeit der Welt, die Bergengruen immer wieder beleuchtet. Ist von der Form des Erzählens zu sagen, «daß ihre Beruhigkeit ein Gegenhalt gegen das Gebrechliche des Daseins ist»²⁰, so trägt diese Form den Inhalt, daß alles Erzählte zugleich zeichenhaft ist für etwas Dahinterliegendes, das die Angst bändigt und die Erfahrung der Gnade ermöglicht. Von diesem «Dahinter» kommt eine unaufdringliche, gleichwohl nachhaltige Kraft zu einem Vertrauen, das sich in den gleichnishaft erfahrenen Willen Gottes einfügt.

In die Pluralisierung der Lebenswelten, wie sie bereits in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts anhebt, bringt Bergengruen in einem kreativen Anachronismus den mittelalterlichen Blick auf die Wirklichkeit als entzifferbare Symbolwelt für die dahinterliegende Absicht Gottes und damit als eine Basis ein, um in der Pluralität nicht die eigene Identität zu verlieren, um aber auch nicht mit der Angst um die eigene Identität die Liebe zu aller Kreatur, die Solidarität mit allen Menschen also, zu verlieren. Der Dichter gibt damit Einblick in die Tiefendimension der Welt,

¹⁶ Vgl. dazu A. Loretan, F. Luzatto, Hrsg., *Gesellschaftliche Ängste als theologische Herausforderung*. Kontext Europa. Münster 2004.

¹⁷ Vgl. C. Amery, *Global Exit. Die Kirchen und der Totale Markt*. München 2002.

¹⁸ W. Bergengruen, *Großtyrann* (Anm. 7), 300.

¹⁹ Vgl. W. Kunisch, Werner Bergengruen, in: ders., Hrsg., *Kleines Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur*. München 1967, 60-72, 66; Zur Theologie des Stellvertretungsbegriffs vgl. O. Fuchs, «Stellvertretung» – eine christliche Möglichkeit!, in: *Theologische Quartalschrift* 185 (2005) 2, 95-126.

²⁰ W. Kunisch, Werner Bergengruen (Anm. 19), 63.

Burg Rothenfels 2006

Psalme zum Klingen bringen – Deutsche Gregorianik als geistlicher Übungsweg mit Prof. Dr. Christa Reich

14. – 16. Januar 2006

GrenzZeiten – Rituale und Liturgien zwischen Tod und Begräbnis.

7. Rothenfelser Liturgietagung

mit Hermann Josef Bayer, Prof. Dr. Benedikt Kranemann, Dr. Rolf-Peter Lange, Prof. Dr. Reiner Sörries, Erhard Weiher
8. – 10. Februar 2006

Information und Anmeldung: Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels, Tel: 09393-99999 Fax: 99997 Internet: www.burg-rothenfels.de; Email: verwaltung@burg-rothenfels.de

findet darin ein absolut unfundamentalistisches Fundament für die Verantwortung für alle Menschen und für die Gesellschaft. Indem die Dichtung im menschlich Kreativen so das göttlich Kreative transparent werden läßt, es in die Erfahrung von Erzählungen und Gedichten, von Sprache und Symbolen hebt, werden Dichterin und Dichter zum «poeta creator». Denn derart wird die Welt auf den Geist hin durchsichtig, in dem sie geschaffen wurde. Indem Bergengruen so das Ewige im Zeitlichen durchscheinen läßt, ist er ein romantischer Dichter.²¹ So kommt es zur Epiphanie der Wirklichkeit, die die Menschen nicht selber produziert haben und produzieren können, der sie sich aber gleichwohl verdanken.

Hoffnung auf Rettung

Dieses hinter dem Verfall verborgene Heil ist bei Bergengruen als solches noch ungebrochen. Er hat noch keinen Zugang dazu, die Dunkelheit menschlicher Erfahrungen, bis hin zum unermeßlichen Grauen und Leiden, die in den Genoziden des Nationalsozialismus wie in der Spitze eines Eisbergs die Signatur der gesamten Geschichte ausmachen, in die Auseinandersetzung mit Gott selbst einzubringen, so daß nicht nur der Mensch von Gott her, sondern Gott vom Menschen her zum Ort des Gerichtes wird. Gott wird aus der negativen Dialektik der Geschichte herausgehalten, steht ihr als «homogenes» Heil gegenüber und trägt damit den Sinn der Welt, wie er in ganz bestimmten Erfahrungen und Symbolen zum Vorschein kommt und das Leben zu tragen vermag. Bei aller Möglichkeit, im vor allem durch das dichterisch transparente gewordene Leben den Willen Gottes zu erkennen, bleibt Gott selbst ziemlich unauffiziert von der Heillosigkeit der Welt, die jede Sinnkategorie zerschlägt und Gottes diesbezüglichen Anteil an dieser Schöpfung in ihm selbst anklagt bzw. von ihm mehr an selbstriskierender Solidarität erwartet, als nur die heilvolle Hintergrundinfonie einer im Vordergrund meist heillos spielenden Dissonanz zu sein.²² Bonhoeffers Diktum, daß nur der leidende Gott helfen kann²³, ist in dieser dann darin weniger mittelalterlichen denn «platonischen»²⁴ Sicht Gottes kaum integrierbar.

Dennoch bleibt an Bergengruens Heilskonzept wahr, daß sich menschliches Vertrauen immer nur dann ereignen kann, wenn vom Gegenüber her *letztlich* Heil erwartet werden darf. Andernfalls löst sich die Religion in Satanismus auf. Die biblischen Gebete und Geschichten zeigen, daß auch durch die schlimmsten Erfahrungen des Leidens und die von daher erfahrene Dunkelheit und Anklage Gottes hindurch ein letzter Funke der Hoffnung niemals aufgegeben wird, nämlich daß Gottes Heilswillen größer

²¹ Vgl. Ch. Taylor, *Quellen des Selbst*. Frankfurt/M. 1989, 659ff.

²² Vgl. O. Fuchs, Gottes trinitarischer «Offenbarungseid» vor dem «Tribunal» menschlicher Klage und Anklage, in: M. Striet, Hrsg., *Monotheismus Israels und christlicher Trinitätsglaube*. Freiburg/Br. 2004, 271-295.

²³ Vgl. W. Kallen, In der Gewißheit seiner Gegenwart. Dietrich Bonhoeffer und die Spur des vermißten Gottes. Mainz 1997, 158-164.

²⁴ Vgl. zum Verständnis dieses Begriffs in diesem Zusammenhang E. Klinger, *Armut. Eine Herausforderung Gottes. Der Glaube des Konzils und die Befreiung des Menschen*. Zürich 1990, 280-287.

ist als sein Gericht. Selbst die heftigsten Klagepsalmen nehmen immer noch zu einem Gott Beziehung auf, von dem Rettung erwartet wird, und wenn allein nur noch die Beziehungsaufnahme der fast verzweifelten Klage selbst Ausdruck dieser Hoffnung ist (vgl. Psalm 88).

In seinen konkreten Geschichten ist Bergengruen seinem Transzendenzkonzept²⁵ voraus, indem er darin die Erfahrungen der Gnade in der Verflechtung mit dem Unheil schildert, so daß es auch bei ihm jener im Symbol gefaßte, oft auch noch so kleine «Mehrwert» der Gnade ist, der Hingabe und Liebe ermöglicht. Das Transzendente zeigt sich in den Geschichten nicht nur geheimnisvoll in übersehbaren Spuren und in unaufdringlichen Botschaften, sondern wird auch, gewissermaßen ex negativo, in Begegnungen vermißt, in denen «falsch» auf Spuren reagiert und gegen die «Gnade» gehandelt wird. Derart kommt der Kampf gegen die Verzweigung zum Zug, auf der Suche nach neuen Spuren, die auf diesem Erfahrungsniveau eine Hoffnung zu tragen vermögen, die sich weder der Natur noch der menschlichen Geschichte verdanken und deshalb auch über sie und über den Tod hinausweisen.

Ohne die Pluralität vieler Biographien und Lebenswelten schmälern zu wollen, gibt es doch in den Geschichten diese beiden Grundsituationen: die Suche nach den Spuren der Erlösung in Analogie zur erlebten guten Situation, und die Suche nach den Spuren der Erlösung in ihrer Differenz zur erlebten schlimmen Situation. Die biblischen Gebete und Geschichten zeigen beides, den für andere etwas «naiven», aber gleichwohl tiefen Glauben an einen guten und lieben Gott und die Auseinandersetzung mit einem Gott, der in vieler Hinsicht dunkel und gewalttätig erscheint, ohne dabei allerdings den letzten und notwendigen Rest eines Glaubens zu verlieren, der am Ende die Rettung aller erhofft. Bergengruens Dichtung steht in seiner eigenen Vorstellung davon mehr auf der ersten Seite, in seinen Erzählungen aber berührt er ständig auch die andere Seite. So mag man sich an seine Werke halten, die im Unheil die Spuren eines letztlich heilvollen Gotteswillens nicht übersehen wollen.

Wenn es nicht nur um die Kontexte der Pluralität geht, sondern auch um die anwachsenden Kontexte der Gebrochenheit, türmt sich um so mehr die Sehnsucht nach einer Sinngestalt auf, die ein Getragensein vermittelt, das die gebrochene Existenz selbst nicht mehr herzustellen vermag. Auf Gebrochenheit kann man aber kaum mit ewig verbindlichen Essentials antworten, sondern nur mit dem Hinweis auf eine Begegnung, in der sich Menschen in dieser Gebrochenheit so bedingungslos als angenommen erfahren, daß sie weiterleben können. Daß Letzteres nicht herstellbar ist, erfährt Bergengruen schmerzlich in seiner langen Freundschaft mit Reinhold Schneider bis zu dessen Tod, der zu Bergengruens «Die Zwillinge aus Frankreich» (1955) ein Nachwort und in «Privilegien des Dichters» (1957) ein Vorwort geschrieben hat. «Der ... Zuversichtlichere, niemals aber billig Optimistische, hat in seinen Ansprachen, vor allem nach dem Tode Schneiders, die schönste Deutung von dessen geistigem Wesen und umschatteten Ausklang gegeben.»²⁶

Spuren der Transzendenz

Den durch die europäische Geistesgeschichte wandernde Dauerdiskurs²⁷ zum Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem kennzeichnet Bergengruen für seine Dichtung folgendermaßen: «Ohne das Typische menschlicher Zusammenhänge, den großen Gemeinschaftshintergrund aller Erzählerkunst je aus dem Auge zu verlieren, soll die Erzählung handlungsmäßig vom außerordentlichen Ereignis ausgehen, wie es alle ursprüngliche Fabulierkunst von ihren ersten Anfängen an getan hat. Unter

dem außerordentlichen Ereignis verstehe ich in diesem Zusammenhang nicht das Sensationelle, Willkürliche und womöglich das vom seltsamen Zufall Getragene, sondern das aus der Menge der Geschehnisse durch Bewegung, Reichtum und Steigerung der Lebensgefühle Hinausragende. Es gilt also die Darstellung und Deutung des Einmaligen, des Einzelfalles. Aber wie ich die Welt nur als eine Einheit zu empfinden vermag, so ist mir auch der Einzelfall, und sei es der abenteuerlichste und scheinbar isolierteste, nichts als die Manifestation ewig verbindlicher und schlechthin gültiger Gesetze, und deren Offenbarwerden, ... das, was ich als metaphysische Pointe bezeichnen möchte, scheint mir denn auch den Kern jeder erzählenden Kunst zu bilden.»²⁸

Daß Bergengruen hier die metaphysische Pointe auf ein ewig verbindliches Gesetz zurückführt, benötigt dessen weitere Klärung durch das, was er andernorts mit dem Willen Gottes beschreibt, der hinter diesem Gesetzten steht. In dieser personalen Kategorie wäre die Verbindung des Einzelfalles mit jenem einzigartigen Gott zu denken, wie er sich in die Konkretion der Geschichte als Handelnder, sei es als Schweigender, sei es als Sprechender, hinein begibt: Die biblischen Geschichten verdeutlichen diesen personalen Ursprung der Begegnung mit der «Transzendenz» in Einzelgeschichten, holen sich dabei den Vorwurf des Anthropomorphismus ein, wehren dabei aber zugleich jener metaphysischen Allgemeingültigkeit, die die Einzelgeschichten nur als sekundäre Varianten des «eigentlichen» Ganzen begreift und damit die vielfältige und in vielem widersprüchliche Schöpfung wie auch die Vielfalt und Spannung von Schöpfung und Geschichte in ihrer Bedeutung minimalisiert.²⁹ Daß Bergengruen Letzteres de facto gerade nicht tut, zeigt die Tatsache, wie sehr seine Erzählungen eine solche Selbstwertigkeit haben, daß sie auf keinen Fall nur als die Varianten eines dahinterliegenden abstrakten Zusammenhangs angeschaut werden können. Sie verschweißen Individualität und Substanz in untrennbarer Weise. Jede Erzählung ist ein eigenes Ereignis, ohne das es den Blick in das «Dahinter» seiner symbolhaften Transparenz überhaupt nicht gibt. Bergengruens Erzählungen sind auch hier weiter als seine Theorie davon.³⁰ Das Kreaturische kommt im Kreatürlichen zum Vorschein und kann ohne die Einzelgeschichte überhaupt nicht existieren. Darin holt Bergengruen in der Praxis seines schriftstellerischen Tuns das betont Inkarnatorische des katholischen Glaubens ein, zu dem er ein Jahr nach der Publikation seines Großtyranns konvertiert ist.

Bei Bergengruen ist in einer besonderen Weise die gegenseitige Transparenz von Geschichten zu spüren, die in unterschiedlichen Zeiten und Epochen spielen. Wie er alte Geschichten erzählt, gewinnen sie Bedeutung, oft hintergründig, für die Gegenwart: So wird der Großtyrann und das Gericht nicht nur als Vergangenheitsgeschichte gelesen, sondern als Widerstandsgeschichte gegen die nationalsozialistische Diktatur und Hybris. Alte Geschichten werden gefunden und erfunden, nicht nur um etwas über die Vergangenheit zu lernen, sondern diese dramatische Inszenierung ist auch darauf angelegt, aus der Vergangenheit zu lernen und eine vergangene Geschichte auf ihre gegenwärtige Relevanz hin transparent werden zu lassen. In der Suche nach den «metaphysischen Spuren» menschlicher Geschichte, nämlich daß darin Verborgenes und Verdrängtes sichtbar wird, gibt es zwar den Anachronismus verschiedener Kontexte, nicht aber einen prinzipiellen Anachronismus ihrer Unvergleichbarkeit auf dem Hintergrund von Erfahrungs- und Problemanalogien sowie spezifischer religiöser, existenzieller und politischer Fragestellungen und Antwortspuren. Mit seinen historischen Romanen und Novellen inszeniert Bergengruen damit die Geschichte als einen hintergründigen

²⁸ W. Bergengruen, Wort über mich selbst, in: ders., Herzog Karl der Kühne oder Gemüt und Schicksal. Hamburg 1943, 348.

²⁹ Vgl. dazu O. Fuchs, Praktische Hermeneutik der Heiligen Schrift. Stuttgart 2004, 155-202.

³⁰ So ist Bergengruen in seinem Wort über sich selbst Recht zu geben, wenn er schließlich einräumt, daß er sich mit diesem Einblick in die Theorie seines Schreibens übernommen hat, und mit der etwas großspurigen «Manifestation ewig verbindlicher und schlechthin gültiger Gesetze» im Grunde sein eigenes Dichten «verrät»: vgl. W. Bergengruen, Wort über mich selbst (Anm. 28), 349.

²⁵ Siehe den nächsten Abschnitt.

²⁶ W. Kunisch, Bergengruen (Anm. 19), 63-64. Vgl. dazu W. Bergengruen, Mündlich gesprochen (Reden und Vorträge, darin auch die Ansprachen und Nachrufe für Reinhold Schneider), erschienen 1963 (Schneider 1903-1958).

²⁷ Vgl. M. Frank, Das individuelle Allgemeine. Frankfurt/M. 1985.

Lehr- und Lernort für die Gegenwart, in Richtung auf eine Sensibilisierung für insbesondere jenen Zusammenhang, der zwischen einer ganz bestimmten spurenhafte Transzendenzenerfahrung und einer ermöglichten bzw. provozierten Hingabefähigkeit aus Liebe und Solidarität zu bestehen vermag.

Wie sehr die «metaphysische Pointe» in den Erzählungen von Bergengruen selbst ein Geheimnis bleibt und wie sehr der Weg dazu nicht nur eine veränderte Beziehung zu den Menschen, sondern auch eine unverwechselbare, in der Geschichte einmalige Beziehung zu Gott beinhaltet, zeigt Bergengruens Erzählung «Die Legende von den zwei Worten», die das Geheimnis einer höheren Führung im Menschenleben nachzeichnet, ebenso unverwechselbar, wie dazu einladend, in der je eigenen Biographie auf je andere Weise solche Unverwechselbarkeit suchen, spüren und auffinden zu können. Ich halte diese Novelle für eine durch und durch moderne, vielleicht auch postmoderne Geschichte, weil sie die Menschen auf die Frage nach der Tiefendimension ihres eigenen Lebens bringt, auf die Möglichkeit, entsprechende Spuren zu markieren und an eine ursprüngliche Bedeutung³¹ zu glauben. Mich würde sehr interessieren, wie heutzutage junge Menschen in unseren Schulen auf diese Geschichte reagieren. Unseren Deutschlehrern und -lehrerinnen ist dafür jedenfalls vom Lehrplan her die entsprechende Auswahlfreiheit gegeben.³²

Zwei Worte

Soweit Bergengruen heutigen Vorstellungen von Literatur und Sprache entfernt sein mag, so nahe ist er heutigen Gefährdungen von Mensch und Gesellschaft mit seinen Anliegen. Ein Blick in die Legende von den zwei Worten zeigt dies eindrucksvoll: Herzog Heinrich von Bayern, der spätere Kaiser Heinrich II. (973-1024) geht in seine Waldkapelle, um zu beten. Nach einiger Zeit inniger Lesung schreckt ihn die Stimme eines Mädchens auf, das ihn vor einem Mann warnen will, der sich im Dunkeln dem Herzog genähert hat, wahrscheinlich um ihn zu töten. Als der Mann, aufgeschreckt durch ihre Stimme, entflieht, erblickt der Herzog an der Wand eine von rechts nach links rasch verlöschende Flammenschrift: «Nach sechs...»³³ Heinrich interpretiert die Flammenschrift auf dem Hintergrund dessen, was er vorher im Stundenbuch gelesen hat: «Auf jenen Tag wird Gott als der gerechte Richter dir die hinterlegte Krone der Gerechtigkeit geben.» Schon die Lektüre macht den Herzog «sehr betroffen»: «Denn er war ja von einer solchen Gemütsbeschaffenheit, daß ihm nichts von ungefähr und gewichtlos dünkte, vielmehr meinte er, daß auch das Geringfügigste, das einem Menschen begegnet, in einer Bezüglichkeit stehen müsse zum Gesamtwesen seines Schicksals.»³⁴ Er ist überzeugt, daß er nach sechs Tagen sterben muß.

³¹Vgl. dazu den interessanten Vergleich zwischen M. Foucauld und W. Benjamin hinsichtlich des «stummen Wortes in den Dingen» bzw. einer «Ursprungsbedeutung» bei S. Weigel, Kommunizierende Röhren. Michel Foucauld und Walter Benjamin, in: dies., Hrsg., Flaschenpost und Postkarte. Korrespondenzen zwischen kritischer Theorie und Poststrukturalismus. Köln 1995, 25-48, 36 bzw. 43.

³²Voraussetzung dafür ist allerdings die Einstellung, daß man jener Literatur noch bzw. wieder eine Chance gibt, die über die Erzählung, Dichtung und Metaphorisierung menschlicher Erfahrung hinaus Metaphorisierungen in einen Bereich hinein wagt, der den diskursiven und narrativen Zugriff übersteigt und gleichwohl Vorgegebenheiten in Erinnerung und in die Diskussion bringt, die solidarisches Leben nicht nur nicht unbeliebig sein lassen, sondern dafür auch die Energie geben. Dies wäre nicht zuletzt auch ein Dienst an der Gesellschaft selbst, insofern hier motivationale Grundlagen für eine solidarische Gesellschaft grundgelegt werden können. Wo nur das Grab die letzte Realität ist, ist das Leben «dann vielleicht nicht allein sinnlos, sondern absurd» (Th. Nagel, Was bedeutet das alles? Eine ganz kurze Einführung in die Philosophie. Stuttgart 2000, 84). Wer sich (und andere) dann noch wichtig nimmt, «muss sich am Ende damit abfinden, lächerlich zu sein» (ebd.).

³³Bergengruen nimmt hier das «Post sex ...» der Heinrichslegende (ca. 1145, dort allerdings bezogen auf die prophezeiten sechs Jahre bis zur Kaiserkrönung in Rom, vgl. K. Guth, Die Heiligen Heinrich und Kunigunde. Bamberg 1986, 74) auf, die damit wohl auch ein Gegenbild zu dem «Mene-Tekel-Parsin» in der Hybrisgeschichte des Belsazar entwirft (vgl. Dan 5, 1-30).

³⁴W. Bergengruen, Legende (Anm. 9), 14.

Und so ergänzt er die beiden Worte der Flammenschrift entsprechend und zieht alle Konsequenzen aus seiner Überzeugung. Er stellt sich nicht gegen die Fügung, sondern er vertraut sich ihr an. Damit keine Kraft dem Lauf dieser Fügung entgegensteht, schenkt er die Kapsel, die er von seiner Mutter bekommen hat, damit sie ihn vor einem plötzlichen Tod schütze, dem Mädchen. Er hat die Botschaft verstanden und setzt ihr keine Sicherheitsmacht entgegen. Die Zeit seiner «Bewährung» hat begonnen. Bergengruen schildert, wie sich ein Mensch ändert, der seinen Tod so nah weiß. Wie bisher Wichtiges unwichtig wird und bisher Aufgeschobenes brisant. Heinrich fühlt sich schon als Außenstehender, er gewinnt Abstand vom geschäftigen Treiben seiner Umgebung, aber nicht, um sich davon abzusetzen, sondern um darin jene Ordnung zu schaffen, die allen Menschen, für die er verantwortlich ist, gut tut. Die Umgebung spürt seine Veränderung: «In dieser Zeit rühmten die Leute seine Geduld und Milde.»³⁵ Vor allem läßt er die Maßregeln hinsichtlich seiner eigenen Sicherheit außer Acht. «Er ging unbekleidet umher und lehnte es auch ab, als ihm von seinem Gefolge zum Wenigsten das Tragen eines Stahlhelmes nahegelegt wurde.»³⁶ Als sechs Tage und sechs Monate vergangen sind, glaubt er, daß er nun, da er gesund ist, sicher nach sechs Jahren eines gewaltsamen Todes sterben müsse. Am letzten Tag der sechs Jahre – es ist das Jahr 1002 – ist «er von einer großen Ruhe erfüllt». Er empfängt in der Frühe die Sakramente und läßt alle Tore und Pforten öffnen. Ohne Schutzgewand geht er gegen Abend einer Reiterschar entgegen und erwartet den gewaltsamen Tod. «Er fuhr zusammen, da er die Reiter hart vor sich sah. Einige schrien auf, ein Horn blies. Die Pferde standen, Männer sprangen aus den Sätteln. Einer sagte sehr laut: «Nach sechsstimmig geschehener Beschließung der sechs Kurfürsten laden wir dich, Heinrich von Bayern, nach Aachen, die Krone des Heiligen Römischen Reiches zu empfangen.» Und Bergengruen fährt fort: «Heinrich regierte durch mehrere Jahrzehnte und starb ruhig, ihm selber unmerklich, bei sehr hohem Alter. Während der Leichenfeierlichkeiten fiel dem Hofmarschall ein Zierat des Sargdeckels auf ... Er beugte sich vor und erkannte eine goldene Kapsel an einer goldenen geflochtenen Kette. Er griff nach ihr, doch ließ sie sich nicht vom Sarge rühren. Er sagte es den anderen, sie drängten sich zu, sahen eine Schrift, welche in die Kapsel geritzt war, einer las: «Ich bin alle Tage bei dir gewesen.» ... Da nun Kapsel und Kette nicht vom Sarge abgelöst werden konnten, so wurden sie mit ihm begraben.»³⁷

Unaussprechliches Geheimnis solidarischen Lebens

Eigentlich hat Heinrich die beiden Worte mißverstanden. Aber nur dieses Mißverständnis eröffnet die Möglichkeit, daß ihre wahre Bedeutung zum Vorschein kommt. Das Mißverständnis auf der Ebene des Verstehens führt ihn zum richtigen Handeln im Bereich der Lebensführung. Doch auch letztere geschieht nicht zwangsläufig, denn im Mißverstehen hätte Heinrich auch falsch handeln können: nämlich in der Auflehnung, in einer noch stärkeren Bewachung, in einem noch größeren Glauben an die dann immer magischere Wirkung der Kapsel. Gleichzeitig wäre er immer verhaßter geworden und dann vielleicht tatsächlich einem Attentat zum Opfer gefallen. So aber findet sich geheimnisvoll eine eigenartige Dialektik in seinem Leben: Er gibt die Sicherung ab, begibt sich in die Bereitschaft, abschiedlich zu leben und gewinnt dadurch absichtslos die Kaiserkrone. Am Ende wird offenbar, daß die Reliquienkapsel oder besser das, was in ihr als Botschaft liegt, ihn niemals verlassen hat: nämlich der Schutz Gottes. Allerdings nicht im Behalten dieses Zeichens der Sicherheit, sondern in seiner Hingabe, was jede Wenn-Dann-Struktur zwischen Mensch und Gott und auch zwischen den Menschen auflöst. Als sich Heinrich so ungesichert und (äußerlich) ungeschützt in die Gnade Gottes hineinbegibt, wird er zugleich von ihr getragen.

³⁵Ebd. 21.

³⁶Ebd. 19.

³⁷Ebd. 24-25.

Gnadenhaft ermöglichte Sicherung und Hingabefähigkeit in eine selbstlose Verantwortung hinein sind die zwei Seiten dieser Medaille. Indem der Mensch diese Gnade aufnimmt und sich darauf verläßt, ist, wie Bergengruen es ausdrückt, «die Kluft zwischen Himmel und Erde geschlossen!»³⁸

Gibt es einen gegenwärtigen Kontext, für den diese Geschichte eine besondere Relevanz und Transparenz haben könnte? Dabei geht es nicht darum, Bergengruen für heutige Anliegen zu instrumentalisieren; vielmehr dürfen wir mit Blick auf unsere Geschichten seinen Geschichten genauso begegnen, wie er alten Geschichten aus seiner Gegenwart heraus begegnet, so daß wir durchaus das «genealogische» (im Sinne von M. Foucault) Programm zwischen den Geschichten weitertreiben dürfen³⁹, auch im Zusammenhang einer religionsmachtkritischen Kompetenz, sei sie im Deutschunterricht, sei sie im Religionsunterricht vermittelt. Rückt vielleicht die Erinnerung dieser Geschichte in der Gegenwart Machtverhältnisse ins Zentrum, die ohne diese Geschichte nicht leicht offenbar würden? Immerhin ist sowohl in der gesellschaftlichen wie auch in der kirchlichen Religiosität angesichts der angewachsenen Unübersichtlichkeiten und Unsicherheiten des persönlichen Lebens jene Sehnsucht stark angewachsen, die eigenen Unsicherheitsgefühle mit Hilfe ganz bestimmter, im weiteren Sinne religiöser Stabilisatoren aufzufangen: Religiös sind diese Bezüge insofern, als sie als etwas beansprucht werden, was über das Handeln und Planen der Menschen hinausgeht, das immer weniger Sicherheit zu garantieren vermag, und als sie dieses Bedürfnis in einem «Dahinter» oder «Darüber» menschlicher Existenz befriedigen, wie etwa im Darüber der Sterne und des Horoskops oder auch in den vielfältigen Glücksbringern und Talisman-Varianten, die es zuhauf gibt und die – das zeigt ihre

³⁸Die Offenbarung des Geheimnisses ist also nicht so geheimnisvoll, daß sie beliebig wäre, sondern hat eine inhaltliche Struktur, was die Gestaltung des menschlichen Lebens anbelangt, allerdings dann auch wieder nicht in der Form des Zugriffs auf das Geheimnis, sondern im Loslassen des letzten Urteils an dieses Geheimnis selbst. Erst so maßt sich die Dichtung nicht selbst die Offenbarung an, sondern unterwirft sich auch in ihrer Positionalität noch einmal der Unergründlichkeit des Geheimnisses selbst. Dies ist das «Wortamt» des Dichters»; vgl. O. Bayer, Das Wortamt des Dichters. Zu Jochen Kleppers 100. Geburtstag am 22. März 2003, in: Theologische Beiträge 234 (2003) 117-129.

³⁹Zu diesem Weg von der Historiographie zur Genealogie vgl. H. Keul, Verschwiegene Gottesrede. Die Mystik der Begine Mechthild von Magdeburg. Innsbruck 2004, 51-88.

Macht – ihre Besitzer und Besitzerinnen todunglücklich machen, wenn sie sie verloren haben.

Bergengruen schildert ebenfalls die vorschnelle Verbindung der religiösen Sehnsucht mit einem Amulett, enthüllt aber zugleich ihre unzureichende Erfüllung, indem er sie zerbricht und indem er sie ins Unverfügbare hinein überholt. In der Novelle weicht die magische Zwangsverbindung der mystischen Dialektik von Entgrenzung und Verbindlichkeit. Sie durchbricht vorschnelle Erfüllungsangebote religiöser Geborgenheitssehnsüchte und öffnet sie auf ein weiteres, nicht besitzbares unbegrenztes Geheimnis menschlicher Existenz: in der Spannung zwischen Sprechen und einem Schweigen, wofür sich das Sprechen öffnet, zwischen Sicherheit und Entsicherung, mit anwachsendem Vertrauen in eine immer weniger zugriffige Transzendenz, zwischen Verstehen und Mißverstehen und damit in der Schwebung des rationalen Zugriffs und der entsprechenden Berechnung, in der Spannung zwischen Planbarkeit und einer Nichtplanbarkeit des Lebens aus der Perspektive der Einsicht, daß, wie der Volksfrömmigkeitsmund sagt, der Mensch denkt und Gott lenkt, in der Spannung zwischen Zugriff und Hingabe, insofern eine veränderte Beziehung zu einer ebenso unendlichen wie unverfügbaren, aber gerade in dieser Unbedingtheit als Gnade geglaubten Transzendenz die Kraftquellen von Hingabe und zwischenmenschlicher Solidarität fließen läßt. Damit geht es nicht nur um jene Religionskritik, die sich in der Verdächtigung allzu wohlfeiler Symbolisierungen des Unverfügbaren als zu zugreifend und zugleich zu kurz greifend erweist und sich gegen eine allzuschnelle Verstopfung der religiösen Sehnsüchte der Menschen wendet, sondern auch um jene Religionskritik, die die Religion auf ihre Solidarisierungspotenz hin beurteilt und damit jede Art von religiöser Befriedigung bekämpft, die den religiösen Ego-Trip der Menschen verstärkt und damit den Entsolidarisierungstendenzen in der Gesellschaft zuarbeitet. Im «Großtyrann und das Gericht» schildert Bergengruen die Entsolidarisierungsvorgänge einer in Todesangst gestürzten Gesellschaft. «Die Legende von den zwei Worten» kann dazu als «Gegengeschichte» gelesen werden, die neu erzählt, was die erste Geschichte nicht hinreichend verdeutlicht, nämlich, daß nicht die opake Befriedigung religiöser Bedürfnisse, sondern die sich auf die größere Gnade und das tiefere Geheimnis Gottes ausstreckende Hoffnung Solidarisierung ermöglicht. Am geistlichen Weg Heinrichs wird erst offenkundig, welche Spiritualität den «frommen» Färber Sperone zur Hingabe befähigt. *Ottmar Fuchs, Tübingen*

«... am Ende gleich weit wie am Anfang.»

Elfte Ordentliche Vollversammlung der Bischofssynode (*Dritter Teil*)

Am 12. Oktober 2005 schloß die erste Beratungsphase der 11. Ordentlichen Vollversammlung der Römischen Bischofssynode (2. bis 23. Oktober 2005) mit einem Zwischenbericht über die bis zu diesem Zeitpunkt geführte Debatte (*Relatio post disceptationem*).¹ Dieser wurde vom Relator Kardinal Angelo Scola (Venedig) vorgetragen. Die Geschäftsordnung der Bischofssynode schreibt für die *Relatio post disceptationem* vor, daß diese knapp und wahrheitsgetreu über die Themen Rechenschaft geben soll, die sich während der Beratungen aus den einzelnen Beiträgen herauskristallisiert haben. Im Unterschied zum einführenden Bericht (*Relatio ante disceptationem*), in dem der Relator in die vorliegende Diskussionsgrundlage (*Instrumentum laboris*) einführen und eigene Perspektiven entwickeln soll, wird ihm für seinen Zwischenbericht also nur ein eingeschränkter Spielraum zugestanden. In Anwendung dieser Regelung bezeichnete Kardinal A. Scola seine Darlegung als «eine als Kompendium angelegte Sammlung der Beiträge». In diesem Sinne entwickelte er die Methode und die Themen für die *Relatio post disceptationem*, indem

er in der von ihm vorgetragenen Themenabfolge die einzelnen Stellungnahmen der Synodenmitglieder summarisch einfügte. Nur einmal durchbrach Kardinal A. Scola diese Verfahrensweise, als er in einer Passage des einleitenden Teiles der *Relatio post disceptationem* eine knappe Bewertung der Debattebeiträge formulierte: «Im Prinzip ist in den Beiträgen der Synodenväter ein gemeinsamer Vorsatz zutage getreten: Jeglichen Dualismus zwischen Lehre und Pastoral, zwischen Theologie und Liturgie zu überwinden. Dieser Vorsatz kommt vom Wesen der Eucharistie selbst her, die liturgische Handlung (Ritus) ist.» Bei dieser Äußerung fällt auf, daß sie mit der Formulierung, mit der sie einsetzt («Im Prinzip ...»), den Inhalt der nachfolgenden Aussage relativiert. Unausgesprochen – vielleicht auch ungewollt – verweist damit der Relator auf ein Thema, das nicht nur in der Abfolge der einzelnen Interventionen kontrovers geblieben, sondern von einigen Bischöfen ausdrücklich zum Gegenstand eines problematisierenden Beitrages gemacht worden war, nämlich die Frage, wie das Verhältnis zwischen dem gelebten Glauben der einzelnen Christen und dem kirchlichen Auftrag für die Verkündigung des Evangeliums sachgemäß formuliert werden könne. Wie unterschiedlich nicht nur diese Grundfrage, sondern im Anschluß daran

¹Vgl. erster und zweiter Teil in: Orientierung 69 (15. und 30. November 2005), 234ff und 246ff.

auch Einzelfragen in den Interventionen zur Sprache kamen und wie schroff Positionen gegeneinander standen, wurde im Verlaufe der Synodendebatten durch einen in der Geschichte der bisherigen Bischofssynoden neuartigen Vorfall deutlich: Papst Benedikt XVI. selbst benützte die dieses Jahr neu eingeführte Möglichkeit der spontanen Meinungsäußerung während der einstündigen «freien Aussprache» zum Abschluß eines Sitzungstages, um daran zu erinnern, daß Opfer- und Mahlcharakter der Eucharistiefeyer nicht als Gegensätze hochgespielt werden sollten, sondern innerlich miteinander verbunden seien. In dieser Intervention zeigte sich sein Versuch, von einzelnen Synodenmitgliedern übersehene Aspekte der kirchlichen Lehre in Erinnerung zu rufen und so die Debatte wieder in Gang zu bringen.

Evangelisierung – Neuevangelisierung

Kardinal A. Scola ordnete die Vielfalt der Interventionen in der *Relatio post disceptationem* in ein Themengerüst, das er in zwei Blöcke gliederte. Im ersten Teil behandelte er die Methode und die Themen einer «Erziehung des Gottesvolkes zum eucharistischen Glauben», während er im zweiten Teil die Gliederung, die Akteure und die Dimensionen der «eucharistischen Handlung» darlegte. Dabei widmete er den größeren Teil seiner Darlegung den Fragen des ersten Teiles. Dafür wählte er als leitende Stichworte die Begriffe «Evangelisierung» und «Neuevangelisierung»: «Die Kirche, die ihrer Natur nach im wesentlichen erzieherisch ist, sieht in unserer Zeit eine enorme Dringlichkeit für die Aufgaben der Verkündigung und Katechese, damit das christliche Volk das eucharistische Geheimnis glauben, feiern und in Fülle leben kann.» Es war nun für die unmittelbar an diese Feststellung sich anschließende Behandlung der einzelnen Themen und für die Einordnung der einzelnen Interventionen der Synodenmitglieder entscheidend, daß Kardinal A. Scola Evangelisierung primär als bekenntnisorientierte und liturgische Integration der Gläubigen in die Kirche und erst davon abgeleitet als das Selbstverständnis einer von der Lebenswelt der Menschen herausgeforderten Gemeinschaft verstand.² Dies zeigte sich deutlich in der Rangfolge, in die er die einzelnen Debattenbeiträge einordnete. So stellte er die Stellungnahmen, welche eine Einschärfung der liturgischen Normen forderten, vor jene Beiträge, die das Recht der Gläubigen auf Teilnahme an der Eucharistie in Erinnerung riefen und für Reformen im Bereich der liturgischen Normen plädierten. Die gleiche Vorgehensweise wiederholte er im zweiten Teil der *Relatio post disceptationem*, als er zuerst ausführlich die einzelnen Elemente der «eucharistischen Handlung» entfaltete und erst danach auf die aktive Teilnahme der Gläubigen (*Actuosa participatio*) zu sprechen kam. Dadurch drohte das, was unter «aktiver Teilnahme» an der Eucharistie verstanden werden könnte, auf die Möglichkeit der Anwendung vorgegebener Normen eingeschränkt zu werden. Des weiteren ging Kardinal A. Scola im gleichen Abschnitt auch auf die zahlreichen Interventionen ein, die sich für eine «inkultierte Liturgie» eingesetzt hatten: «Das unabdingbare Thema Inkulturation erfordert nach Ansicht zahlreicher Synodenväter eine weitere Vertiefung. Für die Bedingungen und Methoden ihrer Durchführung sollen vor allem entsprechende Unterscheidungskriterien definiert werden. Manche Synodenväter sind der Ansicht, daß den Bischofskonferenzen eine besondere Bedeutung zukomme. Gleichfalls in diesem Umfeld fordern einige, daß sich die Zelebranten streng an die Rubriken zu halten haben.» Auf diese Weise ordnete er das Thema der Inkulturation gleichfalls unter die Frage der Anwendung vorgegebener Normen und bestärkte so noch einmal ein eingeschränktes Verständnis von «aktiver Teilnahme».

Im Verlaufe des letzten Jahrzehntes war es üblich geworden, daß der Relator seinen Zwischenbericht mit einer Reihe von Fragen abschloß, die als Leitfaden für die anschließenden Debatten in den zwölf Sprachzirkeln (*Circuli minores*) dienen sollten. Kardinal

²Immer noch unverzichtbar für eine Analyse der Begriffe «Evangelisierung» und «Neuevangelisierung» ist: Ottmar Fuchs, Was ist Neuevangelisierung? In: Stimmen der Zeit 210 (1992), 465-472.

A. Scola formulierte am Ende seiner *Relatio post disceptationem* 17 Fragen, welche die zentralen Positionen des Haupttextes seines Vortrags noch einmal wiederholten. So setzt er in der ersten Frage mit dem Thema der «Erziehung zum eucharistischen Glauben» ein, entfaltete sie in ihren verschiedenen Aspekten, um dann als 14. Frage die nach der «aktiven Teilnahme an der Eucharistie» zu stellen. Auch hier behandelte er diese grundlegende Frage als zweitrangige.

Zu den Debatten in den *Circuli minores*

Es ist jeweils kaum möglich, über die Schwerpunkte der Debatten innerhalb der einzelnen *Circuli minores* einen umfassenden Überblick zu gewinnen, da über deren Beratungen keine Texte zugänglich gemacht noch offizielle Kommuniqués veröffentlicht werden. Dies galt auch für die 11. Römische Bischofssynode. Als einziger Weg, sich zu informieren, erwies sich – neben den subjektiven Eindrücken, die man von einzelnen Teilnehmern in persönlichen Gesprächen gewinnen konnte – auch dieses Mal nur die Lektüre der Stellungnahmen, die von den Berichterstattern der zwölf *Circuli minores* während den zwei Plenarsitzungen vom 14. Oktober 2005 vorgetragen wurden. Auf diese Weise sollten die Mitglieder der *Circuli minores* einen Überblick über den Stand der Debatte insgesamt erhalten. Diese Stellungnahmen bilden aber jeweils nur einen Teil der von den *Circuli minores* erarbeiteten Texte. Denn das eigentliche Ziel der Beratungen im «kleinen Kreis» besteht darin, thesenförmige Texte, die sogenannten *Propositiones* zu formulieren, die dann von einem eigens berufenen «Spezialsekretär der Bischofssynode» und seinem Mitarbeiterstab gesichtet werden, um sie dann zu einem einheitlichen Textkorpus von *Propositiones* zu redigieren. So wurden von den zwölf *Circuli minores* der diesjährigen Bischofssynode insgesamt 287 Vorschläge für die *Propositiones* eingereicht, wobei die Anzahl der von den einzelnen *Circuli minores* formulierten Vorschlägen von knapp zehn bis über siebzig reichten. Diese wurden dann vom Spezialsekretär in eine vorläufige Liste von fünfzig *Propositiones* zusammengefaßt.

Auch wenn die in der Plenarversammlung vorgetragenen Berichte der einzelnen *Circuli minores* nur eine Zwischenstation im Beratungsprozeß darstellen, so geben sie doch einigen Aufschluß über Schwerpunkte, Konfliktfelder und Tendenzen innerhalb der Bischofssynode. So war es einerseits nicht überraschend, daß bei der Präsentation der Zwischenergebnisse der *Circuli minores* Themen wie die Bedeutung der Liturgiereform, die katechetische Hinführung der Gläubigen zu einem vertieften Verständnis der Eucharistie von allen als wichtig bezeichnet wurden. Andererseits fanden sich eine Reihe von Themen wieder, die sich in der Phase der Interventionen im Plenum als kontrovers erwiesen hatten. Eine Reihe von *Circuli minores* behandelten die Frage des Priestermangels als vordringliches Problem, erwähnten auch die Möglichkeit, diesem durch *Viri probati* zu begegnen, ohne aber diesen Weg einhellig zu empfehlen. So formulierte der Berichterstatter des englischen Sprachzirkels C, Bischof Donald W. Wuerl (Pittsburgh), der Priestermangel sei nicht allein durch den Zölibat verursacht, sondern in ihm zeige sich eine tiefgreifende Kulturkrise, die alle Bereiche des menschlichen Lebens umfasse. In diesem Sinne schlug er eine Reihe von Maßnahmen zur Verminderung des Priestermangels vor, so u.a. die Förderung von Priesterberufungen, Austausch von Priestern zwischen den einzelnen Lokalkirchen, Förderung des ständigen Diakonats, um die Priester von administrativen Aufgaben zu entlasten, und das Angebot von priesterlosen Gottesdiensten. Dazu bemerkte Bischof D.W. Wuerl ausdrücklich, daß solche Gottesdienste so gestaltet werden müßten, daß jede Verwechslung mit einer Eucharistiefeyer ausgeschlossen sei. Bischof Paul-André Durocher (Alexandria-Cornwall), der im Auftrag der französischen Sprachgruppe C sprach, berichtete, der Vorschlag, *Viri probati* zur Minderung des Priestermangels zuzulassen, habe in seiner Sprachgruppe keine Mehrheit gefunden. Wörtlich formulierte er: «In der Gruppe bestand Einhelligkeit darüber, den unschätzbaren Wert des

priesterlichen Zölibats für die lateinische Kirche zu bekräftigen.» Die italienische Sprachgruppe B bemerkte zum Problem des Priestermangels, sie hätten darüber debattiert, welche Formen von Gottesdiensten in ihren Gemeinden möglich seien. In diesem Zusammenhang hätten sie auch über die Form eines sonntäglichen Gottesdienstes «in Abwesenheit des Priesters» gesprochen. Ähnlich wie der Frage, in welcher Weise auf den Priestermangel reagiert werden könne, mit schon bisher praktizierten Lösungsvorschlägen begegnet wurde, wurden auch die Themen eucharistische Gastfreundschaft und Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zur Kommunion behandelt. Zwar wurde auf der einen Seite die Dringlichkeit einer Lösung anerkannt, aber die eingebrachten Vorschläge wiederholten die geltenden kirchlichen Regelungen oder forderten deren korrekte Anwendung. So sprach Erzbischof Francesco Cacucci (Bari-Bitonto) im Auftrag der italienischen Sprachgruppe A davon, seine Gruppe hätte eine *Propositio* zum Problem der Zulassungskriterien der wiederverheirateten Geschiedenen formuliert, und Erzbischof Alberto Giraldo Jaramillo (Medellín) trug im Namen der spanischen Sprachgruppe B vor, nach ihrer Meinung gälte den wiederverheirateten Geschiedenen die besondere Fürsorge der Kirche, so daß sie in die Lage versetzt würden, ihre Situation im Rahmen des kanonischen Rechtes zu klären.

Zwischen Compassion und Disziplinierung

Es ist nun nicht überraschend, daß bei einem solchen Stand der Debatte sich viele Beobachter fragten, ob in den Schlußdokumenten der Bischofssynode, den *Propositionen* und der *Botschaft der Synode*, Formulierungen gefunden würden, die eine weiterführende Auseinandersetzung über die strittigen Fragen nach der Synode zuließen, oder ob es zu Aussagen käme, die ein Ende der Debatte bedeuten würden. Diese Sorge wuchs noch, nachdem eine auf den 21. Oktober 2005 angesetzte Pressekonferenz zur Präsentation der *Botschaft der Synode* kurzfristig auf den nachfolgenden Tag verschoben wurde. Diese Entscheidung wurde damit begründet, in den vorliegenden Text der *Botschaft der Synode* müßten noch eine Reihe von Änderungen eingearbeitet werden, so daß die Beratungen nicht nach dem Zeitplan beendet werden könnten. Mehr Zeit als vorgesehen beanspruchte dabei die Debatte, wie in der *Botschaft der Synode* die Situation der wiederverheirateten Geschiedenen beschrieben werden sollte. Dabei stand nicht die Regelung in Frage, daß wiederverheiratete Geschiedene nicht zum Kommunionempfang zugelassen sind, sondern es ging darum, wie deren pastorale Situation beschrieben werden kann.³ Im endgültigen Text der *Botschaft der Synode* lautet nun der einschlägige Text: «Wir kennen die Trauer derer, die wegen ihrer dem Gebot des Herrn (vgl. Mt 19,3-9) nicht entsprechenden familiären Situation nicht zur hl. Kommunion gehen können. Viele geschiedene Wiederverheiratete nehmen es mit Schmerzen an, nicht kommunizieren zu können, und sie opfern dies Gott auf. Andere verstehen diesen Ausschluss nicht und leben in einer inneren Frustration. Obwohl wir ihre Haltung nicht teilen können (vgl. KKK 2384), sagen wir ihnen erneut, dass sie nicht vom Leben der Kirche ausgeschlossen sind. Wir bitten sie, die Sonntagsmesse mitzufeiern und aufmerksam auf das Wort Gottes zu hören, das sie für ihr Leben aus dem Glauben und der Liebe sowie für ihre Bekehrung ernährt. Wir wollen ihnen sagen, wie nahe im Gebet und in der Hirtensorge sie uns sind. Bitten wir gemeinsam den Herrn, seinem Gebot treu zu bleiben.» Wird im endgültigen Text die Situation der wiederverheirateten Geschiedenen mit dem Wort «Trauer» beschrieben, stand im ersten Entwurf das Wort «Leiden». Darüber hinaus wurde im zweiten Entwurf das Wort «Leiden» durch das Adjektiv «aufrichtig» präzisiert, so daß in dieser Fassung von einem «aufrichtigen Leiden» gesprochen wurde. Der zweite bedeutende Wechsel einer Ausdrucksweise findet sich im zweiten Satz des Abschnitts, in dessen

³Ich verdanke die Texte der verschiedenen Redaktionsstufen John Allens täglichen Notizen über die Synode (*Coverage of Bishops Synod on the Eucharist. Report 18*).

endgültiger Textfassung die «Schmerzen» genannt werden, welche die wiederverheirateten Geschiedenen in ihrer Situation erleiden. Im zweiten Entwurf stand an dieser Stelle noch das Wort «Opfer», um die Folgen zu beschreiben, welche die wiederverheirateten Geschiedenen, die nicht zum Kommunionempfang zugelassen werden, auf sich nehmen müßen. Im Verlaufe der Textarbeit wurde also eine Sprache eingeführt, die eine größere Distanz zur Situation der Betroffenen zum Ausdruck bringt.

Zusätzlich zu diesen Wortänderungen wurden im Verlaufe der Redaktionsarbeit zwei bedeutsame Sätze gestrichen. Endete in der ersten und in der zweiten Fassung der vorletzte Satz, in welchem die Fürsorge der Kirche gegenüber den wiederverheirateten Geschiedenen zum Gegenstand der Aussage gemacht wird, mit der eindrucksvollen Formel «Euer Leiden ist auch unser Leiden», so fehlt nun in der endgültigen Fassung dieser Satz. Man mag nun einwenden, diese Auslassung sei notwendig geworden, nachdem das Wort «Leiden» zu Beginn des Absatzes durch das Wort «Trauer» ersetzt worden und dadurch das für den ganzen Absatz entscheidende Leitmotiv vom Leiden der wiederverheirateten Geschiedenen ausgefallen sei. Wenn der Text sprachlich und argumentativ kohärent sein solle, verlange er die Streichung jener Stelle, an der er so emphatisch die Anteilnahme der Kirche am Leiden der wiederverheirateten Geschiedenen zum Ausdruck bringe. Vielmehr zielte diese Textkürzung darauf, eine präzise und deutliche Distanzierung der Kirche von der Lebenssituation der wiederverheirateten Geschiedenen zum Ausdruck zu bringen.

Diese Absicht führte zu einer zweiten bedeutsamen Textkürzung. In der ersten Textfassung der Passage über die wiederverheirateten Geschiedenen folgte auf die Feststellung, was die Nichtzulassung zum Kommunionempfang für die betroffenen Paare an schmerzlicher Erfahrung bedeuten könne, die ausdrückliche Feststellung, daß die Kirche mit ihrer Norm niemand von ihrem Leben ausschließen wolle. Unmittelbar daran schloß sich die Aussage an, die Kirche fühle sich in besonderer Weise der Situation der wiederverheirateten Geschiedenen, die sich in ihrem Leiden zeige, verpflichtet. Diese starke Aussage wurde schon in der zweiten Textfassung weggelassen und durch eine Satzfolge ersetzt, in der einerseits von der Nähe der Kirche zu den wiederverheirateten Geschiedenen gesprochen und gleichzeitig präzisiert wird, daß dies keine Billigung der Lebensform der betroffenen Paare bedeute. Diese Fassung wurde fast unverändert in die endgültige Textfassung übernommen: «Obwohl wir ihre Haltung nicht teilen können (vgl. KKK 2384), sagen wir ihnen erneut, dass sie nicht vom Leben der Kirche ausgeschlossen sind.»

Dieser mühsame Weg zu einem Text, der in seiner endgültigen Fassung die betroffenen Menschen, über die er eine Aussage macht, aus dem Blick zu verlieren droht, zeigt, wie von einem Teil der Synodenmitglieder selber die eingebrachten Textvorschläge als unzureichend empfunden wurde. Bestärkt wird dieser Eindruck durch die Tatsache, daß die 40. *Propositio*, welche die bisherige Praxis im Umgang mit den wiederverheirateten Geschiedenen im gleichen Sinne wie der entsprechende Abschnitt der *Botschaft der Synode* zusammenfaßt, bei der Schlußabstimmung mehr als fünfzig Nein-Stimmen erhielt. Eine beträchtlich hohe Zahl ablehnender Stimmen fand auch der Text der 41. *Propositio*, in der die bisherige Regelung der Zulassung von Nichtkatholiken zum Kommunionempfang eingeschränkt wird.

Vergleicht man die von der Bischofssynode verabschiedeten Texte der *Botschaft der Bischofssynode* und der *Propositionen* mit der von Kardinal A. Scola vorgetragene *Relatio post disceptationem*, so zeigt sich ein paradoxer Sachverhalt. So gehen sie im Inhalt und in der Gewichtung der Themen nicht über die von Kardinal A. Scola formulierten Positionen hinaus. Vielmehr formulieren sie in den Fragen wie der Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zum Kommunionempfang, der eucharistischen Gastfreundschaft, der *Viri probati* und der Beurteilung von Politikern, die in ihrer amtlichen Tätigkeit eine von der katholischen Kirche unterschiedliche Haltung in grundlegenden ethischen Fragen vertreten, eine engere Position als Kardinal A. Scola. Nun mag dies seinen Grund darin haben, daß Kardinal Scolas Text als

Diskussionsgrundlage gedacht war. Berücksichtigt man aber das Abstimmungsverhalten bei den Themen, die am stärksten umstritten waren, so zeigt sich, daß die Vorbehalte gegenüber den verabschiedeten Texten größer waren, als die Formulierungen es vermuten lassen. Im Verhalten der abstimmenden Synodenmitglieder spiegelt sich eher die komplexe Diskussionslage der ersten Phase der Synodenberatungen als ein erreichter Konsens wider. Themen, bei denen fast einmütige Abstimmungsergebnisse erzielt wurden, waren schon in den Diskussionen der ersten Synodenphase kaum umstritten. Auf die Frage des Römer Korrespondenten des «National Catholic Reporter», John Allen⁴, ob es denn ein faires Urteil sei, wenn man sage, die Synode ende am gleichen Punkt, an dem sie drei Wochen vorher begonnen habe, antwortete der frühere Präsident der Amerikanischen Bischofskonferenz Erzbischof Wilton Gregory (Atlanta), er würde ein solches Urteil als fair bezeichnen, wenn es von jemandem geäußert würde, dem nur ein «Blick von außen» möglich sei. Als Mitglied der Synode könne er aber dieses Urteil nicht teilen, denn er hätte ehrliche und kontroverse Debatten erlebt. «Es hat harte Diskussionen gegeben. Die Bischöfe äußerten ihre eigene Meinung und

⁴John Allen, Archbishop Gregory: «Honest give-and-take» at synod, in: National Catholic Reporter vom 28. Oktober 2005, 7.

brachten ihre pastoralen Erfahrungen ein. Angesichts der unterschiedlichen Kulturen und kirchlichen Situationen haben wir das jetzt Bestmögliche erreicht.» Erzbischof W. Gregorys Feststellung ist deshalb bemerkenswert, weil er einmal von Kontroversen sprach, die keine Lösung gefunden haben, und weil er zweitens die Ergebnisse der Bischofssynode mit einem zeitlichen Index («das jetzt Bestmögliche») versah. Nimmt man diesen Hinweis auf den «jetzigen Zeitpunkt» ernst, könnte man formulieren, die 11. Vollversammlung der Römischen Bischofssynode hat noch nicht begonnen, obwohl sie formell abgeschlossen ist.⁵

Nikolaus Klein

⁵Diese Feststellung schließt die Frage mit ein, ob die unbefriedigenden Ergebnisse auch teilweise durch den Status der Bischofssynode als einem «konsultativen Organ» für den Papst begründet sind. Die Änderungen an der Geschäftsordnung der Bischofssynode, die von Papst Benedikt XVI. verfügt worden sind, von denen die augenscheinlichste die Einführung einer einstündigen freien Debatte am Ende eines Beratungstages war, haben den rechtlichen Status unberührt gelassen. Während der Feierstunde zum 40. Jahrestag der Errichtung der Römischen Bischofssynode in der Plenarversammlung vom 8. Oktober 2005 haben die Kardinäle Jozef Tomko (Rom) und Péter Erdé (Esztergom-Budapest) in ihren Festvorträgen ausdrücklich den *status quo* begründet. Vgl. Ludwig Kaufmann, Bischofssynode: Weder Consilium noch Synodus, in: Concilium 26 (1990), 306-312.

Literatur und Politik: die Gruppe Olten

Werdegang einer alternativen Bewegung von Schweizer Autoren

1970 traten 22 Mitglieder aus dem Schweizerischen Schriftsteller Verein (SSV) aus. In ihrem Austrittsschreiben hielten sie unter anderem folgendes fest: «Wir glauben jedoch, die Situation in unserem Lande verlange die aktive Teilnahme der Schriftsteller. Auch auf internationaler Ebene waren Arbeiter, Intellektuelle und Schriftsteller an den Befreiungsbewegungen der letzten Jahre beteiligt. Gerade gegen diese Gruppen wird im Zivilverteidigungsbuch Misstrauen gesät.»¹

Wodurch war die «Situation in unserem Lande» nach Meinung der aus einem Verein Austretenden gekennzeichnet? Worin bestand der Ernst der Lage, wie er in den zitierten Zeilen unüberhörbar ist? Mitten im Kalten Krieg war ein Büchlein erschienen, das Zivilverteidigungsbuch, geprägt von Gedanken der «Geistigen Landesverteidigung»² während des Zweiten Weltkriegs. Der neue Feind, gegen den es sich auch geistig zu verteidigen galt, wurde nun allerdings anderswo geortet. Daran erinnert man sich heute gerade noch halbwegs; es folgten in der Schweiz ganz andere Geschichten, der Fichenskandal³ zum Beispiel, an den man sich hierzulande vielleicht noch etwas besser erinnert. Das alles ist längst Historie, ebenso sehr wie 1968, von dem nach Meinung

¹ Die «Gruppe Olten» wurde ziemlich bald nach dieser Gründung zum zweiten gesamtschweizerischen Verband der Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Der anscheinend nahezu dadaistische Name etablierte sich schnell. Das heißt: Es gab über viele Jahre hinweg zwei schweizerische Verbände der Autorinnen und Autoren. Der Name signalisierte klar eine Opposition gegen verkrustete Strukturen des SSV und betonte damit immer auch einen politischen Anspruch. Gleichzeitig aber war die Gruppe Olten auch immer Vorreiterin für die berufsspezifischen, quasigewerkschaftlichen Anliegen von professionellen literarischen Autorinnen und Autoren. Im Wort «Gruppe» klang für die Gründungsmitglieder sicher auch ein wenig die bekannte «Gruppe 47» an, mit dem klaren Bewußtsein allerdings, daß die «Gruppe Olten» etwas ganz anderes im Sinne hatte als die «Gruppe 47». Dieses «andere» ist Thema dieser Arbeit.

² Die «Geistige Landesverteidigung» war auch der hochideologische Versuch der offiziellen Schweiz, sich gegen Nazi-Deutschland auch (wenigstens) geistig abzuheben. Ausdrücke wie «Heer und Haus» zeigten allerdings, wie nahe man sprachlich beim Abgelehnten war.

³ Der «Fichenskandal» war für die schweizerische Bevölkerung ein Schock: Es mußte zur Kenntnis genommen werden, daß während des «Kalten Krieges» (und darüber hinaus) Bürgerinnen und Bürger, Organisationen, kritische Gruppierungen, politisch engagierte, verdächtige Ausländer systematisch und ohne demokratischen Auftrag über Jahre hinweg bespitzelt worden waren von wild gewordenen «Staatsschützern». Der Schreibende hatte selbst die «Ehre» in einer eignen «Fiche» und in Fichen von Organisationen, in denen er tätig war, «erfaßt» zu sein.

vieler alter Landesverteidiger die Austretenden eben geprägt waren. Die Austretenden schienen sich zudem selbst in dieses Licht zu stellen, in die internationale Solidarität mit Arbeitern, Intellektuellen, Schriftstellern in den Befreiungsbewegungen weltweit.

Kehren wir zurück in die Aufregung jener Zeit, die durchaus Gründe hatte. An der Übersetzung des fatalen Zivilverteidigungs-Büchleins ins Französische war der Schriftsteller Maurice Zermatten beteiligt, und er hatte die kaltkriegerische Terminologie des deutschen Textes dabei noch wesentlich verschärft. Maurice Zermatten aber war der amtierende Präsident des Schweizerischen Schriftsteller Vereins, des SSV.

Auf diesen Skandal wurde man zuerst in der Romandie aufmerksam. Im Oktober 1969 schon erschien in der «Gazette de Lausanne» ein Protest von Schriftstellern und Professoren. Frank Jottrand vor allem kontaktierte die aktivsten und bekanntesten Schriftsteller der deutschen Schweiz. Es kam zum Austritt von 22 Autorinnen und Autoren. Sie hatten den Rücktritt Zermattens und eine außerordentliche GV verlangt. Der Vorstand des SSV verschanzte sich gegenüber der Kritik und den Forderungen.

Das Resultat: Vorerst gab es nichts anderes als eine Gruppe von Ausgetretenen, die zunächst noch gar nichts anderes im Sinne hatten als den öffentlichen Protest mit ihrem Austritt. Es gab mehrere Treffen in Olten, viele Entwürfe und Gegenentwürfe, die schließlich zu einem Verein, auf Zeit vorerst, mit dem eigenartigen Namen *Gruppe Olten* führten.

Diese Geschichte ist im Detail und spannend von Hans Mühlethaler, dem ersten Sekretär der Gruppe Olten, in seinem 1989 erschienen Buch *Die Gruppe Olten – Das Erbe einer rebellierenden Schriftstellergeneration* dargestellt worden. Die wesentlichen geschichtlichen Fakten sind auch im von Peter A. Schmid und Theres Rot-Hunkeler zweisprachig herausgegebenen Band *Abschied von der Spaltung – Die letzten Jahre der Schweizer Autorinnen und Autoren Gruppe Olten und des Schweizerischen Schriftstellerinnen- und Schriftsteller-Verbandes* von Fredi Lerch aus der Perspektive der Gruppe Olten und von Beat Mazenauer aus der Perspektive des SSV wieder dargestellt worden. Beim Erscheinen dieses Buchs im Jahre 2003 hatten sich beide Verbände in parallelen, nur von einer Scheidewand getrennten Generalversammlungen aufgelöst und dann, nach Öffnung der Trennwand, den neuen Verband *AdS* gegründet. Die Abkürzung

bedeutet in drei Landessprachen dasselbe: *Autorinnen und Autoren der Schweiz, Autrices et Auteurs de Suisse, Autrici ed Autori della Svizzera*. Eine Geschichte ist also offenbar endgültig vorbei. Im Französischen heißt das *Fin d'une division*, auf deutsch in subtiler Differenz *Abschied von der Spaltung*. Die Geschichte ist geschrieben, die Archive beider vergangener Verbände sind grundsätzlich einsehbar.

Persönlicher Zugang zum «Parallelverband»

Ich habe in meinem Beitrag im zuletzt genannten Buch unter dem Titel *Was mir die Gruppe Olten bedeutete* geschrieben: «Die Gruppe Olten war für mich nicht Heimat – warum auch? – aber sie war mir immer ein Ort, Ort in einer *Geschichte*.» Über diesen Ort und seine kulturelle und politische Bedeutung in der Geschichte der Literatur in der Schweiz im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts möchte ich einiges ausführen, durchaus im Sinne eines «Abschieds», wie es im deutschen Titel des 2003 erschienen Buches heißt. Das bedeutet eine etwas besondere Distanz zu einer Geschichte, nicht ganz die des kühl analysierenden Historikers. Ich bin selbst Schriftsteller, seit der eigentlichen Gründungs-GV der Gruppe Olten in Biel Mitglied, ich bin nicht aus dem SSV ausgetreten, weil ich nicht dessen Mitglied war, erst in der Gruppe Olten mich dezidiert als Schriftsteller zu verstehen begann, ich war Mitglied des Vorstands der Gruppe Olten, schließlich während vier Jahren (von 1991 bis 1995) deren Präsident und erst noch während eines auch durch mich ermöglichten Sabbaticals unseres Geschäftsleiters Jochen Kelter während sieben Monaten stellvertretender Geschäftsleiter der Gruppe Olten. Ich muß vor mir warnen, ich war und bin nicht nur Schriftsteller, ich war auch während mehr als sechs Jahren insgesamt Apparatschik der Gruppe Olten. Gerade als solcher prägte ich eine Metapher, von der ich überzeugt und auf die ich stolz war und die den SSV, wo ich im übrigen immer gute Freunde hatte, ein wenig nerven sollte. Ich sprach von *Parallelverbänden* und fügte didaktisch hinzu, Parallelen würden zwar in dieselbe Richtung verlaufen, aber sich erst im Unendlichen treffen. Die Unendlichkeit ist offenbar in der Zwischenzeit mit dem *AdS* eingetreten, und so schrieb ich denn nach der Gründung dieses nun einzigen nationalen Autorinnen- und Autoren-Verbandes in der «WochenZeitung» (WOZ): «Erstens, es geht [jetzt] um die Zukunft, und darum kann es zweitens nach dieser Neugründung [des *AdS*] nicht mehr relevant sein, welcher der beiden Verbände im Verlauf ihrer getrennten Geschichte was und wann und allenfalls früher als der andere erreicht hat. [...] Ich bin skeptisch neugierig und werde in den Verband, den ich mit 127 KollegInnen am 12. Oktober 2002 mitgegründet habe, eintreten.» Auf die skeptische Neugier komme ich noch zurück. Die Frage ist, war denn überhaupt etwas relevant an dieser Geschichte einer Spaltung? Sehr viel! Ich greife das heraus, was mir als Zeitgenossen dieser Spaltung deren Bedeutung klarmachte.

Anspruch auf vertretene Professionalität

Der Name *Gruppe Olten*, an dem während ihrer ganzen Geschichte mit einer schönen Sturheit festgehalten wurde, hatte nach außen immer etwas provokativ Absurdes, das aber vielleicht etwas einhüllte, das man/frau gar nicht so genau wissen wollte. Für die Anfänge schreibt Hans Mühlethaler in seinem Buch folgendes dazu: «Er ist von Bichsel ... als provisorische Bezeichnung vorgeschlagen worden und hat zwei Ursprünge. Zuerst erinnert er an das «Oltener Komitee», welches 1918 den Generalstreik ausgerufen hat. Die verklarte Sicht auf dieses Ereignis, das als Vorstufe einer nie stattgefundenen sozialistischen Revolution in unserm Land verherrlicht wird, gehört zum ideologischen Rüstzeug der 68er Generation. Im Aufstand der Gewerkschaften gegen das im Ersten Weltkrieg erstarkte Bürgertum sah diese ein Symbol ihrer eigenen Sehnsucht nach gesellschaftlicher Veränderung. In diesem Sinn verkörpert der Name «Gruppe Olten» ein politisches Programm. Die zweite Assoziation bezieht sich auf die «Gruppe 47».»

Überspitzt ließe sich sagen: «Gruppe» evozierte Literarisches, «Olten» Politisches. Ich glaube kaum, daß Bichsel mit seinem Vorschlag so Hinterhältiges mitdachte. Der Name entstand zunächst wohl aus der Verlegenheit, sich unvermittelt als Organisation benennen und damit auch etikettieren zu müssen – und wurde im Verlauf der Geschichte zu einem unterscheidenden Markenzeichen, dessen Hintersinn niemand zu verstehen brauchte, das aber sehr wohl wahrgenommen werden sollte. Die GO war ja von allem Anfang an überhaupt weder lokal noch regional angelegt. Je mehr die «Gruppe» zu einem Verband wurde, um so klarer war, daß sie gleichsam alle Sparten und Regionen in diesem Land vertrat, insofern dort wirklich Literatur und nicht einfach etwas Ähnliches produziert wurde. Das hieß, daß sie Produktionen rein journalistischer oder rein wissenschaftlicher Art nicht vertrat, das anderen Verbänden überließ, hieß aber andererseits auch, daß die Gruppe Olten lange vor dem SSV literarische ÜbersetzerInnen als vollwertige Mitglieder in den Verband aufnahm. Das Kriterium «Literatur» aber wurde nie über irgendwelche immer strittigen Qualitäts-Vorstellungen definiert, sondern einzig über die urheberrechtlichen Ansprüche der diese Literatur individuell Produzierenden. Das heißt, für die Aufnahme in die Gruppe Olten schauen wir uns die Verträge an mit Verlagen, aber auch mit der SRG⁴ und den verschiedenen Bühnen. Im Vertrag war der professionelle Anspruch auf Veröffentlichung niedergelegt. Das heißt aber, die Gruppe Olten war nie so etwas wie eine Gruppe 47, hatte nie so etwas sein wollen können. Mit diesem genau definierten Anspruch auf vertretene Professionalität unterschied sie sich über Jahre explizit vom SSV und nicht mit der dümmlichen Behauptung, in der Gruppe Olten seien die besseren SchriftstellerInnen.

Politisches Bewußtsein als Identifikationsmerkmal?

Zum Wort «Gruppe» aber doch noch so viel. Natürlich war die Gruppe Olten schon nach wenigen Jahren längst keine «Gruppe» mehr, in der sich alle freundschaftlich kannten. Aber – und das wurde jeweils vor allem an den Samstagen der GVs, an denen es nicht um die reinen Vereinsgeschäfte ging, klar – die, die sich da trafen, hatten nicht nur etwas miteinander zu tun, sondern wollten sogar etwas miteinander zu tun haben. Ich habe mich immer wieder gefragt, was dieses etwas – außer den Freundschaften, die in der Gruppe Olten be- und entstanden – denn sei? Ich meine es war ein Bewußtsein oder eine Ahnung oder ein Unbewußtsein: In der Gruppe Olten können gewisse Dinge nicht «passieren»; und zu diesen gewissen Dingen, die nicht geschehen konnten, gehörte zum Beispiel, daß ein Präsident der Gruppe Olten sich plötzlich zum Werkzeug irgendeiner Repression machen ließ. Später eingetretene Mitglieder kümmerten sich dabei wohl kaum mehr um einen ehemaligen Präsidenten des SSV; aber frau/man wußte bis in die allerletzte Zeit der Gruppe Olten, warum sie diesen Verband und nicht den Parallelverband für die Vertretung ihrer Interessen gewählt hatten. Ich weiß das, weil ich gerade als Apparatschik sehr viele Mitglieder nicht nur dem Namen nach kannte. Vor allem die welschen Kolleginnen wußten das alles noch etwas dezidiert, weil sie ihre französischsprachigen Kolleginnen, die im SSV geblieben waren, noch näher kannten. Ich meine, dasselbe gelte auch für unsere italienisch schreibenden Mitglieder. Der Widerstand gegen die Auflösung der Gruppe Olten hielt sich denn auch dort länger als in der Deutschschweiz, obwohl der letzte Präsident der Gruppe Olten, Daniel de Roulet – mit guten aktuellen Gründen – nicht bloß eine Auflösung, sondern eine Neugründung äußerst zielstrebig betrieb.

Geschichtlicher Kontext der Gründung

Also doch eine Art politisches Bewußtsein? Schauen wir das andere Wort des Namens an: «Olten». Man könnte sich allenfalls

⁴ Der offizielle Name der öffentlich rechtlichen Radio- und Fernsehsender der Schweiz heißt heute, die verschiedenen Landessprachen einbeziehend: SRG SSR Idée Suisse.

fragen, ob und in welcher Weise den AutorInnen bei ihrem Austritt aus dem SSV das *Oltener Komitee*, der *Generalstreik*, die nahezu revolutionäre Situation von damals präsent war. 1918, das war immerhin ein halbes Jahrhundert vor 68. Aber: Wenn man bedenkt, daß nahezu zeitgleich mit den Anfängen der Gruppe Olten auch in der Geschichtswissenschaft, was die Schweiz betraf, sich einiges tat! Eine *Arbeitsgruppe für Geschichte der Arbeiterbewegung Zürich* hatte schon 1975 unter dem lapidaren Titel *Schweizerische Arbeiterbewegung eine Dokumentation zu Lage, Organisation und Kämpfen der Arbeiter von der Frühindustrialisierung bis zur Gegenwart* herausgegeben. 1980 erschien eine stark erweiterte Auflage. Nicht wenige der AutorInnen dieser «Dokumentation» spielten nicht nur als HistorikerInnen in den politisch zentralen Auseinandersetzungen in diesem Land bis heute eine Rolle; und man kannte sich damals schon, etwa von der Uni her. Wenn man weiter bedenkt, daß die Entstehung des Limmat Verlags sehr direkt mit dieser Geschichte zu tun hatte, eines Verlags, in dem auch literarische Werke von Mitgliedern der neuen Gruppe Olten erschienen (und bis heute erscheinen), daß im weiteren zeitlichen Umfeld andere innovative Verlage, *orte*, *rotpunkt* um nur zwei zu nennen, entstanden – wenn man das alles und vieles andere mehr, etwa im Sektor Gewerkschaften, was in den Anfängen der Gruppe Olten eine Rolle spielen sollte –, wenn man das alles mit im Auge hat, läßt sich – vielleicht etwas tollkühn – doch vermuten, es habe für die Anfänge der Gruppe Olten eine Art geschichtlicher Kontext bestanden, in dem die GründerInnen eines zukünftigen Schweizer AutorInnen Verbandes beim Wort «Olten» etwas mehr im Kopf haben mochten als eine nach außen absurd und allenfalls provokativ wirkende Reminiscenz.

Um so erstaunlicher ist, wie lange es dauerte, bis der berühmte, für andere berüchtigte Zweckartikel die Oltener auch inhaltlich nicht gerade auf ein Credo aber doch auf eine ziemlich deutliche Aussage verpflichtete. Der letzte Abschnitt des Zweckartikels der neuen Statuten, die an der GV von 1974 genehmigt wurden, lautete: «Sie [die Gruppe Olten] unterstützt politische Bestrebungen auf nationaler und internationaler Ebene, die die gerechte Verteilung der materiellen Güter, die Demokratisierung der Wirtschaft und der öffentlichen Einrichtungen sowie die Wahrung der Menschenrechte bezwecken. Ihr Ziel ist eine demokratische, sozialistische Gesellschaft.» Das war so deutlich, daß es einen Austritt und, wenn man's genauer anschaut, in der Folge noch zwei, drei Austritte gab. Es gab allerdings auch wieder einen Austritt, als die Gruppe Olten sich schließlich, schon fast an ihrem Ende und nach weltgeschichtlichen Wenden, entschloß, den «Sozialismus», selbst wenn er demokratisch sein wollte, aus ihren Zwecken zu entfernen. Noch 1988 hatte die GV in Frauenfeld ihren damaligen Präsidenten, der die Vokabel «sozialistisch» nicht einfach gestrichen, aber durch etwas seiner Meinung nach Sinnvolleres ersetzt haben wollte, deutlich desavouiert.

Problem «Einklagbarkeit» von Autorenrechten

Was bedeutet das alles, diese, wie man meinen könnte, eigenartige Unübersichtlichkeit? Fredi Lerch weist in seiner Darstellung der Gruppe Olten im oben zitierten Buch auf eine soziologische Seminararbeit über die Gruppe Olten hin. Ihr Autor, der Soziologiestudent *Andreas Missbach*, konstatierte, die Gruppe Olten sei ein «hybrides Gebilde» von Anfang an gewesen, «Berufsverband und politische Gruppierung», und habe deshalb, immer nach *Andreas Missbach*, «zwei Seiten mit unterschiedlichen Funktionslogiken und verschiedenen strukturellen Problemen» vereinigen müssen.

Ich erlaube mir, das zu einer Zeit etwas in Mode gekommene Wort «hybrid» anhand einiger Brennpunkte der Geschichte der Gruppe Olten etwas dialektischer zu denken.

Hans Mühlethaler, der erste Sekretär der Gruppe Olten, hatte die eine Seite des «Problems» Gruppe Olten in seinem schönen Buch über sie lapidar auf den Punkt gebracht: «Ich wollte etwas ganz Einfaches erreichen: die Verbesserung der materiellen Situation der Schriftsteller.» Ich kenne Hans Mühlethaler gut, ich

war unter seinem, fast hätte ich gesagt, Regiment zum ersten Mal im Vorstand der Gruppe Olten, und ich würde meinen, Hans Mühlethaler war ein politisch denkender Mensch und hatte auch als Schriftsteller keine Mühe, sich unter «demokratischem Sozialismus» etwas Sinnvolles vorzustellen, obwohl er sich bloßen Verlautbarungen gegenüber ziemlich skeptisch äußern konnte. Als Anmerkung, die aber direkt zur Sache gehört, betone ich, wir hatten zweimal, mit mir als Interimssekretär dreimal, Schriftsteller als Geschäftsleiter des Verbandes. Darin unterschieden wir uns nicht nur vom SSV. Ich stellte später als Präsident auf einigen internationalen Kongressen des EWC (European Writers Congress) fest, daß große nationale Verbände, vor allem die britischen und skandinavischen, ihre Juristen schickten. Wir nicht, obwohl wir in Paul Brügger einen ausgezeichneten Verbandsjuristen hatten, bewandert im Urheberrecht, der sich nach Mühlethaler auch um das Sekretariat bewarb. Eine außerordentliche GV in Olten wählte nicht ihn, sondern den Schriftsteller Jochen Kelter.

Doch zurück zum «ganz Einfachen» von Hans Mühlethaler: *die Verbesserung der materiellen Situation der Schriftsteller*. Da entwickelte die Gruppe Olten über Jahre hinweg eine sehr umfassende institutionelle Kreativität, wie man es nennen könnte, und in der uns der SSV über Jahre hinweg immer auch nach-folgte. Ich sage das ohne Polemik. Der junge Verband hatte es leichter, unbelastet durch Geschichte, neue Wege zu gehen. Eigentlich ging und geht es bei allem, was da in verschiedensten Ausprägungen entstand, immer um dasselbe: um die professionelle «Einklagbarkeit» von Rechten von Autorinnen und Autoren. Im Zentrum stehen die Urheberrechte. Autorinnen und Autoren sind das, was sie im gesellschaftlichen Kontext sind, durch ihre Rechte als Urheber von veröffentlichten Werken. Deren Formulierung ist das Erste, Unabdingbare, und in ihrer Folge sind die materiellen Ansprüche gesichert, müssen mit geeigneten «Institutionen» nicht nur gesichert, sondern auch auf immer komplizierteren Kulturmärkten eingetrieben werden. Aber es geht noch um mehr. Schriftstellerinnen und Schriftsteller sind in etwa vergleichbar mit anderen veröffentlichte Werke Produzierenden und stehen damit in nationalen und internationalen Verflechtungen, indem sie mit professionellen Vertriebsorganisationen wie Verlagen, um Verträge handeln, aber auch, indem sie ihren Anteil an den vom Staat für Kultur budgetierten Geldern fordern. Das tönt alles sehr abstrakt. Aber es entstanden in der Geschichte ganz konkrete Gebilde, die z.T. zur Selbstverständlichkeit geworden sind. Ich nenne nur einige Namen; ihre Entstehungsgeschichten im jeweiligen geschichtlich politischen Kontext lassen sich nachlesen in den schon mehrfach erwähnten beiden Büchern.

Soziale Sicherung von Kulturschaffenden

In den sehr lange dauernden Auseinandersetzungen um eine *Revision des Urheberrechts* in der Schweiz zeigte sich, daß es für Produzenten kultureller Werke ein Daueranliegen bleiben muß, an der Formulierung und, wenn nötig, an der Revision der Urheberrechte mit ihren Organisationen beteiligt zu sein. *Suisse Culture* ist auch nach der Revision des Urheberrechts der institutionalisierte Ort dieses Anliegens. *Pro Litteris* als Verwertungsgesellschaft an literarischen Werken stieß zunächst auf Skepsis bei den Wortproduzenten, obwohl durch die *Suisa* für musikalische Werke längst schon in der Praxis das Sinnvolle, ja Notwendige einer Verwertungsgesellschaft aufgezeigt worden war. Es geht um die kollektive Verwertung von Rechten, etwa Senderechten (aber nicht nur), die von den Produzenten von Werken an die Verwertungsgesellschaft übertragen werden, weil sie nur kollektiv geltend gemacht werden können. Es handelt sich also um eine Selbsthilfeorganisation der (und für die) Werke-Produzierenden. Das ist juristisch äußerst komplex schon auf nationaler Ebene und wird weltweit mit sehr unterschiedlichen Philosophien von Autorenrechten immer komplexer. Wichtig ist, daß in einer Verwertungsgesellschaft wie der *Pro Litteris* nicht nur die dem/der Einzelnen zustehenden Beträge für Sende-, Kopierrechte usw. eingetrieben werden, sondern kollektiv in einer eigenen *Fürsorgestiftung* ein Fond geäuft

wurde (und wird) für Auszahlungen in Notlagen und für, gerade für Freischaffende wenig gewährleistete, Altersrenten. In diesem Sinne wird seit Jahren in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Kultur an Konzepten der sozialen Sicherung von Kulturschaffenden gearbeitet. Solche Dinge entstehen und halten sich nur in Netzwerken. Ein Beispiel: *Der fünfer Club*. Schriftsteller beider Verbände, Musiker, organisiert im Schweizerischen Tonkünstlerverein, bildende Künstler, organisiert in der GSMBA (heute visartis), die Filmschaffenden sahen, daß sie in Bezug auf das, was Hans Mühlethaler als das «ganz Einfache», «die Verbesserung der materiellen Situation» genannt hat, in einer mindestens vergleichbaren Lage sind. Dieser «Club» trat immer wieder gemeinsam auf, wenn es galt, mit dem BAK die Höhe der einzelnen Subventionen für die fünf Verbände auszuhandeln. Aber zum «Netz» gehörten auch zum Beispiel die jahrelangen und harten Verhandlungen gleichsam mit der Gegenseite, den Verlagen, die z.B. aber in der Verwertungsgesellschaft *Pro Litteris* immer auch Partner sind, um so etwas wie *Musterverträge*. Und schließlich ist die Schweiz auch und gerade kulturell in Europa keine Insel; genau deshalb sind internationale Kontakte wichtig, wenn sie etwa im EWC europäisch institutionalisiert werden konnten. Ich mußte auf vielen dieser Kongresse nie das Gefühl haben, die Schweiz als Nicht-EU-Mitglied sei da nur Zaungast; ganz im Gegenteil. Jochen Kelter war jahrelang Präsident des EWC.

In all diesen skizzierten Bereichen war über viele Jahre hinweg, vor allem dank seinen beiden institutionell äußerst kreativen Sekretären Hans Mühlethaler und Jochen Kelter, die Gruppe Olten als erste initiativ und sehr oft, meistens sogar federführend.

So viel zur «Funktionslogik» (im Sinn des Soziologen Missbach) der einen Seite, des verbandspolitischen «Kerngeschäfts». Und man könnte vermuten, das war eben das «Geschäft» der verschiedenen Apparatschiks, die einfachen Mitglieder kümmerten sich wenig darum, weil sie im Detail zu wenig von den komplexen Zusammenhängen mitbekamen – und sich die ausgehandelten Vorteile einfach gefallen ließen.

So einfach war es nie. Die Mitglieder und nicht bloß die Gründungsmitglieder verstanden sehr wohl, daß sie mit ihrer Mitgliedschaft in diesem Verband etwas wollten und nicht nur für sich, sondern eben auch für ihresgleichen. Das heißt, man/frau wußte durchaus, daß das «verbandspolitische Kerngeschäft» Politik implizierte, Kulturpolitik mindestens und damit Gesellschaftspolitik «in diesem Lande», wie das die Gründergeneration formulierte, intendierte. Es ist eben manchmal historisch nicht so einfach, wie die Soziologie mit der Anwendung eines so schlaunen Worts wie «hybrid» glaubt meinen zu können! Das hieß nun aber gerade nicht, daß sich die Autorinnen und Autoren der Gruppe Olten auf eine Art literaturpolitisches Programm wie etwa die Sartresche *littérature engagée* fixieren ließen. Gegenüber solchen Ansinnen reagierte frau/man in der Gruppe Olten immer äußerst allergisch. Jedefrau und jederman waren, wenn denn schon, auf ihre Art «links». Es war vielmehr so, daß sich auch Schriftstellerinnen und Schriftsteller, mit Max Frisch zu reden, in die eigenen Angelegenheiten einmischen wollten.

Wenn man die Gruppe Olten literatur-soziologisch analysieren wollte, müßte man von der geschichtlichen Analyse der Texte der AutorInnen ausgehen, wie Pierre Bourdieu es in seinem späten Werk *La règle d'art* geradezu paradigmatisch vorgemacht hat. In diesem Sinn ist die Geschichte der Gruppe Olten noch nicht geschrieben worden. Vielleicht muß sie auch nicht geschrieben werden, sicher nicht von einem Schriftsteller.

Diskussion um eigene Publikationsorgane

Immerhin, es gab sehr heiße Debatten innerhalb der Gruppe Olten darüber, was Literatur gleichsam sollte – «in diesem Lande». Wenig davon wurde öffentlich. Auf ein paar Beispiele sei immerhin kurz hingewiesen.

Ich erinnere mich gut an eine Sitzung im kleinen Saal des «Coopi» in Zürich. Es ging um Sinn und Zweck der neuen Literaturzeitschrift *Einspruch* (die im übrigen nicht nur von Mitgliedern

der Gruppe Olten getragen wurde). Max Frisch, von Anfang an Mitglied der Gruppe Olten, war anwesend. Er machte sehr deutlich, daß in einem «verluderten Staat», wie er ihn in seinen späten Jahren wahrnahm, ein Veröffentlichungsorgan dringend nötig werden konnte, in dem das, was es zu sagen gilt, auch publiziert werden kann. Die schweizerische Öffentlichkeit war aufgewühlt durch den Fichenskandal. Wir mußten feststellen, daß nicht nur sehr viele Mitglieder unseres Verbandes vorsorglich fichiert waren; auch der Verband selbst hatte seine Fische. Frisch war wegen seiner immer radikaler werdenden politischen Äußerungen nicht sonderlich beliebt in gewissen Kreisen. Genauso wenig war es Dürrenmatt aus den gleichen Gründen. Beide waren damals nach der Zermatten-Affäre aus dem SSV ausgetreten, aber Dürrenmatt war nie Mitglied der Gruppe Olten geworden, obwohl er genauso wie Frisch gleichsam allerbestens in sie «gepaßt» hätte; ihm «paßte» nach der Zermatten-Geschichte offenbar überhaupt kein Autorenverband mehr. Anders gesagt, eine intellektuelle Haltung des «Einspruchs» in den Verhältnissen existierte sehr wohl in der Gruppe Olten, war aber keineswegs beschränkt auf sie. Man könnte andere Namen nennen, Hugo Lötscher zum Beispiel, der im SSV geblieben war, oder etwa Walter Kauer, dessen *Schachteltraum* immerhin zuerst in der DDR veröffentlicht worden war, und der sich wahrscheinlich wesentlich «linker» als ich mich selbst verstand, und der mich immer wieder freundschaftlich beschimpfte, wir Oltener seien mit unserer Abspaltung gerade auch politisch auf dem falschen Dampfer.

Die Gruppe Olten als «politische Gruppierung» mit einer anderen «Funktionslogik» als derjenigen im «Kerngeschäft»? Auch da verhält es sich dialektischer als man soziologisch vermuten möchte. Ich versuche mit weiteren herausgegriffenen Beispielen der Spur zu folgen, die der Gruppe Olten eben doch ein politisches Profil gegeben hat.

Yves Velan hatte, zunächst in der Romandie, eine hitzige Debatte ausgelöst, die schließlich zu einem dicken Heft der Literaturzeitschrift *drehpunkt* führte, in dem sich auch deutschschweizer Autoren zu Wort meldeten. Velan war mit seinem Roman *Je* als wichtiger und schwieriger Autor bekannt. Seine literaturtheoretischen Gedanken, die zur Kontroverse führten, waren offensichtlich ebenfalls nicht auf Anhieb für alle verständlich, waren imprägniert von französischen Diskursen des Strukturalismus. Die will ich hier nicht aufgreifen, nur auf die aus seiner Reflexion gezogenen Folgerungen hinweisen. Velan vertrat letztlich, daß die Gruppe Olten sich aus dem Literaturmarkt der Verlage ausklinken sollte, indem sie selbst sich zum Verlag ihrer Autoren und Autorinnen machte. Damit konnten nicht nur arrivierte, prominente Suhrkamp-Autoren wenig anfangen. Velans Idee war eine utopisch-politische der radikalen Unabhängigkeit vom Betrieb, von der «Kulturindustrie» überhaupt, um es mal «Frankfurterisch» im Sinne der «Kritischen Theorie» zu sagen.

Mittel zur Selbsthilfe und Solidarität

Solche radikale Utopien waren gleichsam «an sich» vielen von uns nicht fremd, in der schwierigen Alltagspraxis mit Verlagsuche und vertrackten Verträgen gehen literarische Utopien manchmal unter. Die Gruppe Olten hatte am Anfang zwar einige Bände mit Arbeiten ihrer Mitglieder veröffentlicht. Das Unternehmen stellte sich nicht nur als mühselig heraus, sondern schien auch kein Publikum zu finden. Andererseits konnte aus aktuellem Anlaß unvermittelt schnell etwas entstehen. Während der Jugendunruhen von 1980 in Zürich, Bern, Basel hatten sich einige Mitglieder der Gruppe Olten an vorderster Demonstrationfront ziemlich «exponiert». So hatte es mindestens ein Detektiv der Zürcher Kriminalpolizei mir gegenüber formuliert. Werner Bucher, damals noch Mitglied der Gruppe Olten, Herausgeber der Literaturzeitschrift *orte* und Leiter des gleichnamigen Literaturverlags, brachte innerhalb kürzester Zeit zwei ansehnliche Bände mit literarischen Beiträgen zu den Jugendunruhen heraus. Diese Aktivität war durchaus getragen von der Gruppe Olten; es war glaube ich das damalige Vorstandsmitglied Franz Hohler, der

spontan entschied, den «Chaoten» eine für sie zu teure Saalmiete für eine «VV», eine Vollversammlung zu zahlen.

Man muß die offizielle Veröffentlichungspraxis der Gruppe Olten wohl als sporadisch bezeichnen. Das heißt aber nicht, daß die Gruppe Olten über lange Zeiten ihrer Geschichte nicht öffentlich und durchaus politisch wahrgenommen worden wäre. Dabei waren es gar nicht in erster Linie ihre Verlautbarungen und *Kommuniqués* meist nach einer GV. Ich habe schon auf Literaturzeitschriften wie *orte*, *drehpunkt*, *Einspruch* hingewiesen, die alle in einer je spezifischen Nähe zur Gruppe Olten standen, und die im Rahmen des schweizerischen Literaturlebens, oder wenn man lieber will, Literaturbetriebs, eine Funktion hatten, wo die Themen, die Literatur betreffen, gleichsam permanent am Kochen gehalten wurden. Ich sage das ohne Ironie und meine zudem, daß Literaturzeitschriften gerade in den Siebzigern und Achtzigern vielleicht breiter wahrgenommen wurden als heute. Wie dem auch sei. Auch die nicht auf Literatur spezialisierten Medien nahmen den Verband der Autorinnen und Autoren wahr, die in ihren Feuilletons zur Sprache kamen. Es gab aber eine Zeitung, die WOZ, die WochenZeitung, die die Gruppe Olten mit einem gleichsam etwas systematischeren Interesse begleitete. Ich erwähne hier zunächst ein erstes Beispiel und komme dann in etwas anderem Kontext auf ein zweites, in dem die WOZ sogar eine Initiative ergriff, die die Gruppe Olten in ordentliche politische Turbulenzen verstrickte.

Ende gesamtgesellschaftlicher Relevanz der Literatur?

Hier zunächst ein Hinweis auf die sogenannte *Realismus-Debatte*: Zwei prominente Mitglieder der Gruppe Olten gerieten an der von der WOZ gestifteten Öffentlichkeit aneinander, Otto F. Walter und Niklaus Meienberg. In Erinnerung dürfte das von Meienberg immer wiederholte Dictum sein: *la réalité dépasse la fiction*. Meienbergs ganzes Werk ist geprägt von seiner Auffassung von streng recherchiertem Journalismus, der aber nicht Selbstzweck war, mit dem Meienberg vielmehr in die Verhältnisse eingreifen, mehr als das, sie provozieren wollte, ihre verdeckte Wahrheit preisgeben. Über den literarischen Rang des Gesamtwerks Meienbergs besteht kein Zweifel. Meienberg provozierte mit seiner schriftstellerischen Methode aber nicht nur die immer wieder miese Realität, die er attackierte, sondern auch die fiktionale Literatur. Daß Meienberg am Ende selbst an einen Roman dachte – und ihn nie schrieb, gehört vielleicht zur Tragik seiner Existenz und erlaubt sicher nicht, seine Attacke gegen *la fiction* nicht ernst zu nehmen. Meienberg stellte Literatur überhaupt in Frage, ihre gesellschaftliche Zweckdienlichkeit gleichsam. Sein Kontrahent in der in der WOZ eröffneten Debatte war nun aber ausgerechnet der Autor der Gründergeneration der Gruppe Olten, der vielleicht der späten gesellschafts- und staatspolitischen Position Max Frischs am nächsten stand, Otto F. Walter. Otto F, wie wir ihn freundschaftlich nannten, war im übrigen der prominente Autor der Gründerzeit der Gruppe Olten, der sich nicht zu gut war, an fast allen GVs anwesend zu sein – und dabei sehr wohl auch am «Kerngeschäft» des Verbands engagiert teilnahm und teilhatte. Die ganze Debatte wurde von der WOZ dokumentiert und kann nachgelesen werden. Man könnte heute vielleicht salopp feststellen, Meienberg siegte damals nach Punkten. Das müßte im heutigen Literaturklima eigentlich verwundern, wo solche Fragestellung doch wohl kaum mehr vorkommt. (In Klammer sei angemerkt: das war wohl auch der Hauptgrund, warum junge und jüngste AutorInnen am Ende der Geschichte der Gruppe Olten gar keinen Grund mehr sahen, in diesen Alt-68er-Club, wie man zu sagen pflegte, einzutreten; man schien Literatur zunächst einmal ganz anders verstehen zu wollen, «littérature pure» gleichsam.) Lese ich die Debatte als an den Fragen engagierter Zeitgenosse von damals nach, stelle ich etwas anderes fest. Ich habe auf eine gewisse Tragik Meienbergs hingewiesen. Ich weiß allerdings auch, wie sehr Otto F. Walter durch die Debatte verstört wurde. Vielleicht geschah genau in dieser Debatte avant la lettre eine Art historischer Bruch im kulturellen,

gesellschaftlichen und politischen Kontext der Schweiz, in dem es gar keinen Sieger gab, sondern das Ende einer Epoche, in der Literatur-, Kunstproduktion fast ungebrochen die Idee noch haben konnte, so oder so, Meienbergisch oder Waltersch, gesamtgesellschaftlich relevant zu sein. Ich könnte bloß anfügen, meine Generation, ich auf jeden Fall, hat die Idee nicht aufgegeben, mag sie noch so klammheimlich auf immer mal anders wehenden Zeitgeist warten. Der Zeitgeist weht nicht wie der andere Geist, wo er will, sondern dort wo er muß!

Gewerkschaftlich organisiert?

Die skizzierten Beispiele machen noch nicht genügend klar, inwiefern in der Gruppe Olten immer auch etwas von einer «politischen Gruppierung» weste. Ich greife zum Schluß zwei Dinge aus der Geschichte heraus, die einiges noch etwas deutlicher machen dürften.

Die Diskussion über die Frage *Gewerkschaft* prägte die Frühzeit der Gruppe Olten. Zunächst schien es einer Mehrzahl der Mitglieder absolut klar zu sein: Das Gewerkschaftliche mußte auf irgendeine Art die politische Organisationsform der Gruppe Olten werden.

In den frühen siebziger Jahren wurde das Gewerkschaftliche gerade von Intellektuellen neu zu denken versucht – Gewerkschaft als eine Art prinzipielle Gegenform und Gegenmacht gegen das Kapital. Genau deshalb sollte die Basis der Gewerkschaften erweitert werden. Ansätze dazu zeigten sich überall als eine Art grundsätzliche politische Option. Ich erinnere mich als ehemaliger Gymnasiallehrer, wie wir als kleines Häuflein im Rahmen des VPOD⁵ in der Sektion Lehrer eine Untersektion Mittelschullehrer gründeten. Ein Teil der Lehrerschaft sah sich nicht vertreten, mindestens politisch nicht, durch die üblichen Standesorganisationen. Ich erinnere mich auch, wie unsere Aushänge am Schwarzen Brett des Lehrerzimmers mit schöner Regelmäßigkeit über Nacht wieder abhängt wurden.

In dieser Zeit entstand unter anderem auch der Versuch einer Gewerkschaft für Wissenschaft und Kultur. Der VS, der Verband deutscher Schriftsteller, hatte sich nach langen heftigen Debatten für den gewerkschaftlichen Weg entschieden.

Hans Mühlethaler, der sich als ehemaliger Lehrer im Feld Gewerkschaften auskannte, erkannte sehr früh den Haken an der ideologisch-politischen Begeisterung einiger frühen Mitglieder der Gruppe Olten; ich gehörte als immer noch Mitglied des VPOD auch dazu. Mühlethaler hatte ein Argument ad hominem: Als Teil einer Gewerkschaft war unsere Bundessubvention, die dank dem Verhandlungsgeschick Mühlethalers zu fließen begonnen hatte, nicht mehr gewährleistet. Mühlethalers Argumentation war aber analytischer und grundsätzlicher. Wir waren als SchriftstellerInnen nicht Lohnabhängige im klassischen Sinn. Wir konnten und mußten die Verbesserung der «materiellen Situation» in einem anderen Feld erkämpfen, auf dem Markt der Literatur sowohl als auch gegenüber dem Staat, von dem die prinzipielle Unterstützung des Kulturschaffens immer von neuem einzufordern war. Das war auf eine Art ein Dämpfer für den rebellierenden ideologischen Schwung der Frühzeit eines gegen die Verhältnisse protestierenden Verbandes von Kulturschaffenden. Aber ich wurde zusammen mit dem ganzen damaligen Vorstand vom Saulus zum Paulus und als solcher an eine Delegiertenversammlung des VS nach Hannover gesandt. Unsere deutschen Kolleginnen und Kollegen wollten wissen, warum wir immer noch nicht gewerkschaftlich, politisch korrekt, wie man das heute nennen könnte, organisiert waren. Ich hielt auf dem Kongreß eine Brandrede für unseren Weg, die in der Zeitschrift des VS auch veröffentlicht wurde. Man fand das interessant, ein wenig kurios vielleicht; aber in der Schweiz war halt alles immer ein wenig anders, ein wenig «Sonderfall».

⁵ Die Gewerkschaft «Verband des Personals öffentlicher Dienste», der Lohnabhängige von Angestellten des öffentlichen Verkehrs bis zu Lehrpersonen umfaßt.

Kulturboykott zur 700-Jahrfeier

Insgesamt war auch die Gruppe Olten ein sehr schweizerischer Verband. Als solcher entwickelte er immerhin die kreative Fantasie für Institutionen, von der ich ausführlich berichtet habe. Vielleicht hatten wir gerade mit der Abgrenzung gegen das klassisch Gewerkschaftliche ein sehr politisches, proto-gewerkschaftliches Verbandsbewußtsein entwickelt.

Ich sagte, ein «sehr schweizerischer Verband». Dazu müßte – in einer Geschichte der Gruppe Olten nach von ihren Mitgliedern produzierten Texten – analysiert werden, wie stark und explizit Schweiz literarischer Stoff war, über Jahre hinweg, bis das scheinbar unvermittelt irgendwie obsolet wurde. Aber natürlich war auch das sehr vermittelt mit den geschichtlichen Brechungen und Verwerfungen in «diesem Lande». Es dauerte eine Weile, bis zusammenfassend der Welt kühl-kühn mitgeteilt wurde: *La Suisse n'existe pas*.

Ich sagte «sehr schweizerisch», aber sicher nicht im Sinne von, wie man's wohl gerne gehabt hätte, «patriotisch». Patriotismus schien im Zusammenhang mit verschiedenen Jubiläen, die offenbar abgefeiert werden mußten, mochten ihre Anlässe noch so zweifelhaft sein, auf die nationale Tagesordnung gekommen zu sein.

Ich glaube heute, man/frau hätte auch in der Gruppe Olten all die Feiern über sich ergehen lassen, mit Ironie vielleicht, mit formulierter Kritik, mit der Bereitschaft sogar, kritisch etwas beizutragen. Diese Bereitschaft zeigte sich ja dann an den nicht wenigen, z.T. realisierten, z.T. aus was für Gründen auch immer nicht realisierten, z.T. dann unter Protest zurückgezogenen Projekten für die Feiern von 1991.⁶ Anders gesagt, es gab eine ganze Reihe von Mitgliedern der Gruppe Olten, die bei dem, was uns hierzulande bevorstand, nicht willens waren zu schweigen. Ich gehörte auch dazu.

Man kann sich fragen, wie es dann zu diesem eigenartigen Eclat mit dem Namen *Kulturboykott* kam. Es scheint, mindestens nach Fredi Lerchs Anmerkung im erwähnten Buch von 2003, daß die Idee dazu auf der WOZ geboren wurde, die Idee der Verweigerung, nach dem Fichenskandal für den Staat mit kultureller

⁶ 1291 gilt bekanntlich als der mythische Urbeginn der Eidgenossenschaft.

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Aboverwaltung:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Redaktion: Telefon 044 204 90 50, E-Mail orientierung@bluewin.ch

Aboverwaltung: Telefon 044 204 90 52, E-Mail orientierung.abo@bluewin.ch

Telefax 044 204 90 51

Homepage: www.orientierung.ch

Redaktion: Nikolaus Klein, Josef Bruhin,

Werner Heierle, Paul Oberholzer, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice

Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting),

Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Wolf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2006:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 65.– / Studierende Fr. 50.–

Deutschland und Österreich: Euro 50.– / Studierende Euro 38.–

Übrige Länder: Fr. 61.–, Euro 33.– zuzüglich Versandkosten

Gönnernabonnent: Fr. 100.–, Euro 60.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 87-573105-7

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Bank Austria, Creditanstalt

Zweigstelle Feldkirch (BLZ 12000),

Konto Nr. 00473009 306, Orientierung, Feldkirch

Übrige: Credit Suisse, CH-8070 Zürich (BLZ 4842),

Konto Nr. 556967-61

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Aboverwaltung.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Arbeit für eine eher insgesamt zweifelhafte Feier mitzuarbeiten, der einen eben noch bespitzelt hatte. Dres Balmer, meinem Vorgänger im Präsidium, leuchtete die Idee so sehr ein, daß, ziemlich überstürzt, ein Kulturboykott proklamiert wurde.

So weit die kruden Fakten, so weit sie sich noch rekonstruieren lassen. Die Folgen? In «diesem Land» zunächst: eine gewisse Aufgeregtheit in den Medien. Kontroverse Diskussionen mit Leidenschaft geführt in den Zeitungen, am Radio. Kleinlaute Befürchtungen, die sägten sich den Subventionsast ab, auf dem sie säßen. Letzteres fand ich damals absurd, gerade heute wäre ich mir da nicht mehr so sicher. Und sonst, in der Bevölkerung? Man staunte, schüttelte allenfalls den Kopf oder hatte immer schon gewußt, was das für welche seien, je nach politischem Standpunkt. Eine staatspolitische Grundwelle war nicht ausgelöst worden, damals sicher nicht und auch später nicht, als es immer knüppeldicker kam für «dieses Land». Selbst der Bergier-Bericht⁷ wird wohl nie zum Schulbuch werden.

Und nach innen, in der Gruppe Olten selbst? Kaum revolutionärer Aufbruch, obwohl viele Mitglieder den Aufruf zum Boykott (mit welchen Gefühlen auch immer) unterschrieben – und zum Teil tiefe Verletztheiten bei einigen, die sich von niemandem, auch von der Gruppe Olten nicht, sagen lassen wollten, wann sie gefälligst schweigen sollten. Ich persönlich erklärte mich in einigen der vielen Mediendiskussionen als Dissident der Dissidenz, erklärte dabei immer wieder, daß Boykott in sich der falsche Ansatz sei. Orangenverkauf könne man in einer gewissen politischen Situation sehr wohl und zu Recht boykottieren, wir boykottierten nur uns selbst.

Außer Spesen also nichts gewesen? Nein, überhaupt nicht! Es wurde nämlich für das letzte Jahrzehnt der Gruppe Olten etwas so deutlich, wie es vorher vielleicht noch nie geworden war, was die politische Bedeutung eines Autorinnen- und Autorenverbands sein kann und was nicht. Im Boykott formulierte sich nämlich ein nicht nur absolut verständlicher, sondern auch politischer Trotz dagegen, von einem Staat, zu dem man/frau gehörte, der sogar über lange Zeit ausnehmend Thema des Schreibens war, so sehr nicht nur nicht geachtet, sondern überhaupt beachtet zu werden, daß man bei Gebrauch die Narren einladen konnte, etwas Schönes zu bieten. Ich meine, das hatten nicht wenige von uns mit einem gewissen Ingrimme endgültig begriffen – und damit von einer gewissen Verkralltheit in «dieses Land» Abschied genommen. Man könnte kalauern: pour quelque temps la Suisse n'existait plus.⁸

Andererseits stellte ich gerade während meiner langen Präsidentschaft immer wieder fest, punktuell, wenn's irgendwo brannte, waren es immer wieder auch Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die sich exponierten, nicht einmal vordringlich als Schreibende, vielmehr als Citoyennes und Citoyens, die allenfalls die Sprache hatten, die man brauchen konnte – und manchmal auch nur einen Namen. Die Verbindungen zu Organisationen, die sich aktiv in Auseinandersetzungen um Migration und Asylanten «einmischen», bestanden schon lange in der Geschichte der Gruppe Olten, hatten Tradition. Man könnte aufzählen, wo und wie: von Flüeli Ranft⁹, bis zur Friedenskundgebung in Sachen Kosova im Berner Münster, auf dem Bundesplatz, Monsterlesungen usw.

Uns Aufzählen oder gar Auftrumpfen geht es mir nicht, sondern um Facetten der Erinnerung, die vielleicht haben zeigen können, was für ein *geschichtlicher Ort* die Gruppe Olten, mindestens für viele von uns, wahrscheinlich die meisten, gewesen war. Als solcher Ort war die Gruppe Olten schon immer auch und je anders Widerstand gegen das bloß Faktische der Zeitläufte. Wenn davon etwas bleiben sollte, dann steht es in unseren Büchern.

Manfred Züfle, Zürich

⁷ Die nun wirklich große und großartige Aufarbeitung der Geschichte der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs.

⁸ Für eine gewisse Zeit existierte die Schweiz wirklich nicht mehr!

⁹ Wo gegen menschenwürdige Ausschaffungen gekämpft wurde – an dem Ort, wo Niklaus von Flüe in einer großen Vision vor fünf-hundert Jahren gegen ausschließende Zäune nicht nur mystisch, sondern durchaus politisch polemisiert hatte. (Siehe: Manfred Züfle, Ranft. Erzählung und Erzählung der Erzählungen. Zürich 1998.)